

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1937

14 (1.7.1937)

**Die
Fachschaften**

Die Grund- und Hauptschule
höhere Schule / Handelschule
Die Gewerbeschule und
höhere technische Lehranstalten
Körperliche Erziehung

Die Grund- und Hauptschule

Verantwortlich: Wilhelm Müller, Komm. Dozent, Karlsruhe, Gebhardstraße 14

Mädchenerziehung im Spiegel deutscher Kultur und Geschichte.

Von Mathilde Simmelsbach.

War schön als Maid,
Die Mutter erzog mich,
Die lichte, daheim,
War hold den Brüdern,
Bis Gjukü mich
Mit Gold bereifte
Und Sigurd gab.

So schildert uns Gudrun in der Edda ihre Jugendzeit. Vor unseren Augen tut sich der Frauensaal der Königsburg auf, in dem die Mutter selbst die Tochter bis zu deren Vermählungstag erzieht.

Ja, ist dies denn nicht selbstverständlich? Haben nicht zu allen Zeiten und bei allen Völkern die Mütter ihre Töchter erzogen? War dies früher nicht sogar viel einfacher, als es heute ist, weil das Leben der Frau sich damals fast ausschließlich im Hause selbst vollzog?

Wir können uns heute, im Zeitalter der vollendeten Technik, wohl kaum noch eine Vorstellung davon machen, welchen Umfang ein Haushalt zu jener Zeit hatte, als fast alles im Hause selbst hergestellt wurde, was dem Gebrauch der Familie und ihres zahlreichen Gesindes diente. Welche Tatkraft und Umsicht erforderte die Leitung eines solchen Hauswesens! Daß es unsern Urmüttern daran nicht fehlte, beweisen uns die Frauengestalten der nordischen „Sagas von altgermanischen Bauern und Helden.“ (Sammlung Thule. Erschienen bei Eugen Diederichs in Jena.) Unsrer Vorfahren wußten die Klugheit ihrer Frauen wohl zu schätzen. Wir wissen, welche Achtung sie als Priesterinnen und Seherinnen bei ihnen genossen. Das große Spruchgedicht der Edda, die Havamal, enthält gar manchen Spruch vom weisen und unweisen Mann; daß auch die Frauen etwas zu wissen pflegten, beweist der Vers aus den Zauberliedern: „Die Lieder kann ich, die keine Königin weiß ...“ Und in der Hamdismal heißt es: „Viel mangelt dem Mann, dem Mutterwitz fehlt.“

Das Wort Mutterwitz bedeutet heute für uns die angeborene, natürliche, d. h. ererbte Klugheit. Aber das Wort Witz stammt von dem mittelhochdeutschen wizzen, d. i. wissen. Wissen ist aber im Gegensatz zur Klugheit etwas Angelehtes, also eine erworbene Eigenschaft, die nicht vererbt werden kann. Folglich hat das Wort Mutterwitz wie viele alt- und mittelhochdeutsche Wörter nicht nur einen Laut- sondern auch einen Bedeutungswandel durchgemacht. Mutterwitz bedeutete ursprünglich gar nichts anderes als das Wissen der Mutter, das sie ihrem Kinde nicht durch die Geburt, sondern erst durch bewußte Erziehungsarbeit weitergab.

Wir wissen wenig genaues über die Erziehungsmethoden in frühgermanischer Zeit. Die Mädchen wuchsen ganz in der mütterlichen Obhut auf, während die halbwüchsigen Knaben oft einem sogenannten Ziehvater zur weiteren Ausbildung übergeben wurden. Aber das große Ziel der damaligen Erziehung zeigt sich uns deutlich an den Heldengestalten der Sagas und in den Sprüchen der Edda. Tapferkeit, Treue und Klugheit sind die drei Eigenschaften, die von einem Helden gefordert werden, die Götter gewähren ihm am Ende seines Lebens einen Sitz in Walhall; der Verräter wird stets als Feigling und Tor geschildert, nach seinem Tode muß er hinabfahren in das dunkle Reich der Hel.

„Der unweise Mann meint ewig zu leben, wenn er vor Gefechten flieht.

Das Alter gönnt ihm doch endlich nicht Frieden, Obwohl der Speer ihn spart.“

Aber vom Tapferen und Klugen berichtet die Edda:

„Witz und Waffen muß der Wacker haben,
Der der höchste heißen will.“

Klar und deutlich erkennen wir daraus, daß nach alt-nordischen Anschauungen sich die Eigenschaften des Körpers, des Geistes und der Seele wechselseitig bedingen, oder — mit andern Worten ausgedrückt: daß Körper, Geist und Seele eine untrennbare Einheit bilden.

Es wird ein unvergängliches Verdienst nationalsozialistischer Erziehungspolitik bleiben, daß sie sich zu diesem Bildungsideal zurückgefunden hat, obgleich es galt, zuvor die Schlacken einer mehr als tausendjährigen „Entwicklung“ hinwegzuräumen.

Denn das mittelalterliche Bildungsziel der Klosterschulen — einerlei, ob es sich um die sogenannte Kanonische Schule, welche die Söhne der Vornehmen und Edlen als Laienzöglinge besuchten, oder um die interne Klosterschule handelte, in der die Schüler die dunkle Mönchskutte trugen und unter dem Zwang der Klosterregel lebten — das christliche Bildungsziel bestand in der Überwindung des irdischen Menschen durch Abkehr von der Welt und Abtötung des Körpers. „Was ist dein Leib!“ ruft Petrus de Damiani, Kardinalbischof von Ostia, aus, „ist er nicht ein As, ein Madensack, Staub und Asche? Werden die Würmer dir dafür danken, daß du ihn so sorgfältig gepflegt hast?“

Dabei kann man doch wirklich von allem andern reden — nur nicht von Körperpflege in damaliger Zeit, in der z. B. die heilige Elisabeth von Thüringen in der Sorge um ihr ewiges Seelenheil das Baden ihres Körpers als sündhaft verschmähte! Die Seuchen und Pestilenzien, welche das Abendland im Mittelalter so häufig heimsuchten und verwüsteten, hatten ihren Grund weder in der üblen Konstellation der Gestirne, wie die Gelehrten damals vermuteten, noch waren sie immer nur die Folge von Kriegen, wie in unsern Geschichtsbüchern einst zu lesen stand . . .

Martin Luther blies allerdings einen frischen Windhauch in die muffige Luft der klösterlichen Erziehung, wenn er forderte, daß die Schule hinfort nicht mehr die Hölle und das Fegfeuer sein dürfte, „weil denn das junge Volk muß hüpfen und springen oder je was zu schaffen haben, da es Lust inne hat“. Er nimmt es freilich auch sehr ernst mit der Erziehungsaufgabe. „Warum leben wir Alten anders, denn daß wir des jungen Volkes warten, lehren und aufziehen?“

Auch der große deutsche Reformator versucht also, zu der alten Erziehungseinheit zurückzufinden: denn warten heißt den Körper pflegen, lehren heißt Wissen vermitteln und aufziehen heißt die Seele und den Charakter des Kindes nach größeren Vorbildern formen.

Allein der frische Lufthauch erstickte gar bald im frömmelnden Pietismus der nachlutherischen Zeit. Erst die Aufklärung forderte wieder die Pflege der leiblichen Gesundheit des Kindes. Der englische Philosoph John Locke stellt seiner 1693 erschienenen Schrift: „Einige Gedanken über Erziehung“ den Satz Juvenals voran, daß ein gesunder Geist in einem gesunden Körper wohnen müsse. Einige Jahrzehnte später trat Rousseau mit seinem Naturevangelium der Erziehung an die Öffentlichkeit. Seine Forderung, daß der Mensch aller Kultur abschwören und zur Natur zurückkehren müsse, weil nämlich die Menschen von Natur gut und alle gleich seien, hat sowohl das politische Leben, wie das gesamte Erziehungswesen der europäischen Völker stark beeinflusst und hat besonders in Deutschland große Verheerungen angerichtet.

Das liberalistische Bildungsziel des 19. Jahrhunderts war — im schroffsten Gegensatz zu dem des Mittelalters — ganz auf das Diesseits gerichtet und durch und durch materialistisch. Eine Zeit ungeahnter wirtschaftlicher Blüte war angebrochen, eine Zeit, in welcher der einzelne ungeheure Machtbefugnisse an sich reißen und ungeheure Reichtümer ansammeln konnte, wenn er rücksichtslos genug war, alles Schwächere niederzutreten, das neben ihm empor wollte, eine Zeit, in der einzelne sich jeden denkbaren Genuß verschaffen konnte, während die Massen verarmten und verelendeten. Der faustische Mensch, der nach letzten und ewigen Erkenntnissen rang, wurde verächtlich belächelt, nur der Famulus befand sich auf der Höhe seiner Zeit, der von sich sagen konnte:

Mit Eifer hab' ich mich der Studien beflissen;
Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen.

Wissen ist Macht! Unter diesem Leitsatz stand das liberalistische Bildungsideal. Darum ist die Schule

des Liberalismus eine reine Wissensschule, die den Körper so weit pflegt als es ihrer materialistischen Grundeinstellung entspricht, die aber die Seelen- und Charakterbildung dem Zufall oder der Religionsstunde überläßt.

Inzwischen ist die Schule aus der Oberhoheit der Kirche in die des Staates übergegangen. Den allgemeinen Schulzwang verdanken wir aber nicht — wie vielfach fälschlich angenommen wird — der Aufklärung oder dem Liberalismus. Schon im Jahre 1607 wurde in Anhalt-Bernburg der Schulzwang eingeführt und das bedeutendste Volksschulgesetz des 17. Jahrhunderts, der sogenannte „Gothaische Schulmethodus“ wurde im Jahre 1642, also sechs Jahre vor Beendigung des Dreißigjährigen Krieges von Herzog Ernst herausgegeben. Zwar gab es schon im 13. Jahrhundert in den mächtig aufblühenden Städten weltliche Schulen, die sogenannten Stadt- oder Ratschulen, aber trotz heftigster Gegenwehr mußten die Städte die Aufsicht über diese Schulen der Kirche überlassen! Daneben gab es in den Städten auch kleinere Privatschulen, die sogenannten Klipp- oder Winkelschulen. Die Ratschulen war fast nur für Knaben bestimmt, erst gegen Ende des Mittelalters gründeten einige Städte auch Mädchenschulen, oder sie gestatteten, daß Mädchen die Knabenschulen besuchten. Im allgemeinen gingen die Bürgerstöchter in die Winkelschulen, wo sie von weltlichen Lehrfrauen im Lesen und Schreiben unterrichtet wurden; für die Töchter der höheren Stände gab es in den Nonnenklöstern des Mittelalters zahlreiche Schulen, in denen sie von gelehrten Nonnen unterrichtet wurden, trotzdem der Apostel Paulus in 1. Tim. 2, 12 sagt: „Einem Weibe aber gestatte ich nicht, daß sie lehre!“

Der deutsche Reformator Martin Luther fordert in seinem Sendschreiben: „An die Ratsherrn aller Städte deutschen Landes“ den allgemeinen Schulzwang: „Die Obrigkeit ist schuldig, die Untertanen zu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu halten“, schreibt er. Und zwar fordert er die gleichmäßige Schulung aller Kinder, denn wollten die Wohlhabenden noch gemeinsame Zuchtmeister halten, so würde doch manch feiner Knabe um Armut willen versäumt! Aus demselben Grunde fordert er die Schule für Knaben und Maidlein: „Wo man sie aber lehrte und zöge in Schulen oder sonst, da gelehrte und züchtige Meister und Meisterinnen wären.“ Denn: „Die Welt bedarf, auch ihren weltlichen Stand äußerlich zu halten, doch feiner, geschickter Männer und Frauen, daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leut, die Frauen wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Gesinde.“ Wie urdeutsch muten uns diese schlichten Worte an! Darum gerieten sie auch nur zu bald in Vergessenheit, die strengen Grundsätze der Pflege von Haus, Kindern und Gesinde verblassten vor der tönenden Phrase des Franzosen Rousseau: La femme est spécialement faite pour plaire à l'homme!

In allen Tonarten bliesen die jüdischen Literaten des 19. und 20. Jahrhunderts diesen Vers auf ihren Schallmeinen. Theater, Varietés, Kinos und Schlager mußten das Volk zu dem Lebenszweck erziehen, der „Vergnügen“ heißt. Der Erfolg blieb nicht aus. Zwei Dinge waren es, denen Männer und Frauen nach dem großen Kriege nachjagten, der die Welt in ihren

Grundfesten erschüttert hatte: Geld und Genuß. Die Natur war zur Unnatur geworden; der Mann war verweiblicht und verweiblicht, die Frau in Kleidung, Haltung und Figur so vermännlicht, daß tatsächlich der Unterschied der Geschlechter nicht mehr zu bestehen schien. Man redete von Kameradschaft, man predigte die freie Liebe, man verkündigte das Recht der eigenen Persönlichkeit, weil man sich scheute, die schweren Pflichten der Familie auf sich zu nehmen. Mochten Volk und Staat zugrunde gehen, wenn nur der einzelne sein Vergnügen hatte!

Mutet es uns heute nicht wie ein Wunder an, daß es unserm Führer gelang, das Volk im letzten Augenblick von dem Abgrund zurück zu reißen, dem es blindlings entgegen taumelte? Der Selbstvernichtung hat er den Zukunftsglauben entgegengesetzt. Der Wille zum Rinde ist in weiten Kreisen unsres Volkes wieder er-

wacht. Die Kinder sind eines Volkes wertvollster Besitz, denn sie müssen einst das Erbe unsres Blutes und unsres Geistes weitergeben; in der langen Kette der Geschlechter sind sie die eisernen Ringe, die die fernste Zukunft an die Gegenwart und an die Vergangenheit anschließen. Ein großes Volk lebt nicht in Jahrzehnten und nicht in Jahrhunderten, es lebt in Jahrtausenden.

An uns Lehrern, denen die deutsche Jugend in entscheidenden Jahren anvertraut ist, liegt es vor allem, die Kinder zu dieser Aufgabe heranzuziehen, nicht aber, sie mit einer öden und oberflächlichen Vielwisserei vollzustopfen. Denn das kommende Geschlecht soll körperlich gesund, geistig lebendig und tief in deutscher Art und Sitte verwurzelt sein, „auf daß die Männer wohl regieren könnten Land und Leut, die Frauen wohl ziehen und halten könnten Haus, Kinder und Gesinde“.

Jur Frage: Anschauliches Rechnen in der Grundschule.

Von Wilhelm Zummel.

I. Der Anschauungsgrundsatz im Rechnen.

„Die Zahl ist an sich selbst, ohne das Fundament der Anschauung, für unsern Geist ein täuschender Schein einer Vorstellung, die unsere Einbildungskraft zwar träumend ergreift, aber unser Verstand nicht als Wahrheit festzustellen vermag.“ — Dieses Wort Pestalozzis erinnert uns an die Bedeutung des Anschauungsgrundsatzes für das Rechnen in der Grundschule.

Wir wissen, daß Rechenerkenntnisse nur auf dem Boden der Anschauung gewonnen werden können. Anschauen, Vorstellen und Denken sind die drei Stufen in der Entwicklungsreihe jeder Zahlkenntnis; eine Stufe geht aus der andern hervor, so wie aus einem Baum die Knospe, aus dieser die Blüte und daraus die Frucht wächst. In der Natur ist mit der Entwicklung des neuen Zustandes, z. B. von der Blüte zur Frucht, der alte Zustand aufgehoben. Im Geistigen aber ist die neue Entwicklungsstufe immer auf alle vorausgehenden angewiesen, wenn sie bestehen bleiben soll. Das Denken muß sich am Vorstellen, dieses am Anschauen stets neu beleben. Die „erarbeitete“ Abstraktion kann in jedem Augenblick neu erzeugt werden, weil sie ein „Sachvorstellungskomplex“ ist. Das bloß Gelernte prägt sich als „Wortvorstellungsreihe“ ein. Manche Abstraktionen sind aber in ihrem sprachlichen Ausdruck einander sehr ähnlich. Sie werden leicht miteinander verwechselt, wenn sie nur gelernt, nicht erarbeitet sind.

Ein Beispiel hierfür aus dem Rechnen: Ein Kind, das ohne Anschauung, rein wortmäßig gelernt hat: $7 \cdot 8 = 56$ und später: $9 \cdot 6 = 54$, das sagt vielleicht: $7 \cdot 8 = 54$, $9 \cdot 8 = 56$ oder ähnlich. — Manche Schüler verwechseln Fälle aus dem Dervielfachen der Zehnerzahlen mit Aufgaben aus dem Kleinen Einmaleins. Der Einwand: „Der Lehrer hat schlecht geübt; er muß zunächst eines bis zur völligen Sicherheit üben und dann erst das andere!“ hat eine gewisse Berechtigung; aber hier ist zu beachten, daß die Übung alle in nicht genügt. Die Aufgaben sind rein wort-

mäßig, ohne das sichere Fundament der Anschauung aufgenommen; sie sind rein gedächtnismäßig, also wiederum ohne Vorstellung der Zahlgrößen gelöst. Die Aufgaben haben eine ähnliche Sprachform und beeinflussen einander störend selbst dann, wenn tüchtig geübt wurde.

Ein anderes Beispiel: Ein Schüler verwechselt oft 27 und 72, oder 36 und 63 usw. — Hier fehlen die Zahlbegriffe bzw. die Zahlvorstellungen. Das Kind hat wohl eine Ziffernvorstellung, aber ohne den realen Hintergrund der Zahlgrößen; darum bei den Zahlen 27 und 72 die falsche Reihenfolge der Ziffern 2 und 7. Bei wirklichen Zahlvorstellungen kommt dieser Fehler nicht vor, wie die Erfahrung zeigt. Also muß der Schüler die klare Bewußtheit von der Maßgröße der Zahl sich aneignen. Die Zahlvorstellung wird ihm dann jederzeit sagen, daß z. B. 72 viel mehr ist als 27, 63 mehr als 36, 56 nicht viel weniger als 60 usw. Mit andern Worten: Das Kind muß sich klare und leicht vorstellbare Zahlbilder aneignen. Dazu bedarf es aber eines guten Rechenanschauungsmittels; denn die Zahlindrücke der Wirklichkeit wechseln, sie zerstreuen deshalb, verwirren und lenken ab. Also muß an einem stets gleichbleibenden Rechenmittel die Zahl aufgezeigt werden.

II. Welches von den zahlreichen Anschauungsmitteln verdient besondere Beachtung?

Langjährige Diskussionen betrafen die Frage: Erfolgt die Zahlauffassung besser am Zahlbild oder an der Zahlreihe? — Dieser Frage liegt das psychologische Problem zugrunde: Ist die Zahlauffassung ganzheitlich oder sukzessiv? Oder anders ausgedrückt: Erfasst das Kind Komplexe, oder ist die Zahlauffassung nur durch das Zählen möglich?

Wenden wir uns zunächst der Auffassung der „Zahlbildmethodiker“ zu! Sie behaupten: Das Kind erfährt die Mengen simultan, d. h. ganzheitlich. — Nur durch

ganzheitliches Erfassen entsteht ein sicheres Zahlbild und eine deutliche Erkenntnis der Zusammenhänge der Zahlen und somit der Rechenoperationen, wenigstens auf den grundlegenden Stufen! (Nach E. Wilf, Das Werden der Zahl.)

Durch das Zusammenfassen der Komplexe gelangt das Kind schon früh zur Fähigkeit, Mengen mit einem Blick zu erkennen, während für das sukzessive Erfassen noch keine Fähigkeit besteht; denn die Funktionen der aktiven sukzessiven Zusammenfassung entwickeln sich verhältnismäßig spät. — Auch Lay behauptet: „Nur durch das klare Zahlbild kann die Zahl unmittelbar erfaßt werden. Im Mangel an gleichzeitig auffassbaren Zahlbildern liegt die hauptsächlichste Ursache der langsamen Zahlentwicklung, der Schwierigkeit des ersten Rechenunterrichts.“

Nun kann aber das Kind nur bis vier Einheiten in einem Erkenntnisakt erfassen. Die Erfassung größerer Mengen erfolgt durch Zerlegung in ganzheitlich erfassbare Teilgruppen, erfordert also eine Zerlegung und Zusammenfassung.

Notwendig bei dieser Gruppenbildung ist der systematische Charakter der Zahlverfälschung und eine übersichtliche, einfach geordnete Darstellung. Sicheres und schnelles Rechnen wird erst möglich durch die Verwendung einheitlich aufgebaute Gruppenbilder. Die Anordnung der Gruppenbilder muß derart charakteristisch sein, daß man schon an der Anordnung die durch das Zahlbild dargestellte Zahl erkennt.

Aus dieser Theorie heraus schufen die Zahlbildmethodiker eine große Anzahl von Zahlbildern und Zahlbildsystemen. Weil man sich über die beste Art der Zahlbilder nie einigen konnte, trat jeder der führenden Zahlbildmethodiker (z. B. Lay, Beetz, Schneider, Walsmann, Bork, Pfeiffer) mit besonderen Zahlbildern auf und suchte ihre Richtigkeit zu beweisen.

Die Zahlbilder genügen aber vielfach nicht den logischen, psychologischen und methodischen Anforderungen, weil viele die gerade von den Zahlbildmethodikern geforderte Klarheit und Systematik vermissen lassen. Besonders die Darstellung größerer Zahlbilder (über 10) wird oft zu einem verwirrenden Bild.

Wenden wir uns der Gegenströmung zu, die durch die „Zählmethodiker“ vertreten wird! Diesen gilt die Reihe als Prinzip der Anschauung. „Nicht anschauliche Auffassung und Zerlegung der gruppenförmig angeordneten Punktbilder vermitteln den Zahlbegriff und das Verständnis der Operationen; denn nicht die Anschauung, sondern der Zählakt bildet das wesentliche Moment jeder rechnerischen Betätigung“, sagt Knilling in der „Reform des Rechenunterrichts“. Und Seemann vertritt den Standpunkt: Durch Mengeneindrücke und durch Schätzungen erfolgt keinerlei Übergang zum Zahlbegriff, sondern erst später nach Auffassung der Zahlenreihe ... Durch das Erleben der Reihungsakte erhalten die Zahlwörter ihren Sinn. Die Bildung des Zahlbegriffs setzt anfangs das Durchlaufen der ganzen Zahlenreihe voraus. Später tritt hinzu das Zusammenfassen in Gruppen, begünstigt durch das dekatische Zahlensystem. (Untersuchungen über die Psychologie des Rechnens und der Rechenfehler, Zeitschrift für angewandte Psychologie, 1929.) Deuchler geht tiefer auf die Probleme der Reihung

ein (Zeitschrift für pädagogische Psychologie, 1912). Er wirft die Fragen auf: Geht der Reihungsprozeß beim Kinde ohne Schwierigkeit vor sich? Kann er leicht ausgebildet werden? — Die Fragen kann man im allgemeinen schon früh positiv beantworten. Die erste fundamentale Forderung aber ist die Anordnung der Zählensymbole entsprechend dem Reihencharakter in linearer Form. Jeder andere Aufbau verdunkelt und erschwert den Aufbau der Zahlenreihe.

Fünf Merkmale der Zahlenreihe hält Deuchler für typisch und wichtig: 1. Die Reihenform selbst. 2. Die Ordnungsbedeutung. 3. Die Zusammenfassung mehrerer Glieder. 4. Die gegenseitigen Beziehungen des Größer oder Kleiner zweier Zahlen. 5. Als abschließendes charakteristisches Merkmal: Den richtigen Begriff des Zählens.

Auch von Georg Korn wird auf die Wichtigkeit der Reihe, besonders auf ihre Ordnungsbedeutung, hingewiesen.

Zur Frage, ob die Reihe oder das Zahlbild in der kindlichen Entwicklung das Primäre ist, kann gesagt werden: Die Reihenbildung ist kindgemäßer und vollzieht sich schon früh. Erst bei wachsender Reife erhält die Gruppe dominierende Bedeutung.

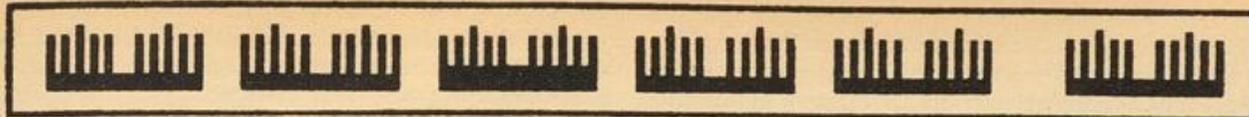
Wir haben die Auffassungen der Zahlbildmethodiker und der Zählmethodiker im wesentlichen dargestellt und gesehen, daß die Zahlbildmethodiker behaupten, die ganzheitliche Auffassung mit Hilfe des Zahlbildes, d. h. des Gruppenbildes, führe sicher und auf psychologisch richtige Weise zur Gewinnung des Zahlbegriffs und der rechnerischen Funktionen. — Die Zählmethodiker dagegen betrachten den Zählakt und die sukzessive Erfassung als grundlegend für den ersten Rechenunterricht.

Die Zahlbildmethodiker wenden gegen die Reihe ein: Die psychische Tendenz sei auf ganzheitliches Erfassen gerichtet; die ganzheitliche Auffassung müsse also ermöglicht und gesteigert werden, dies verhindere aber die Reihe.

Diese Argumente gegen die Reihe sind teilweise berechtigt. Denn die Reihe zwingt die Kinder häufig zum sukzessiven (zählenden) Erfassen auch in solchen Fällen, wo die ganzheitliche Auffassung durchaus möglich und psychologisch wünschenswert ist. Lehrmittel, die die Reihe als Grundlage haben, befriedigen häufig nicht; denn die Reihe ist nicht oder unzureichend gegliedert und erschwert deshalb sehr stark jede ganzheitliche Auffassung.

Aber muß denn die Reihe eine ungegliederte, ununterbrochene und fortlaufende Kette sein? — Keineswegs! — Man kann die Reihe gliedern, ohne daß der Reihencharakter aufgehoben wird. Die Gliederung darf nicht durch Farben erfolgen; denn Farben zerstören die Gesamtstruktur einer Reihe. Wird die Reihe bis 100 durchgeführt, klar und übersichtlich gegliedert, dann haben wir das Anschauungsmittel, das den Anschauungen der Zahlbild- und der Zählmethodiker entspricht, weil ganzheitliche und sukzessive Akte möglich, ja sogar leichter möglich sind als bisher.

Meine „Rechenbahn“ verwirklicht das Reihungsprinzip (durch die lineare Reihung bis 100) und das Gestaltprinzip; sie stellt also die gegliederte Reihe dar.



W. Summel, Schüler-Zunderterbahn (Teilstück).

In wesentlichen Merkmalen unterscheidet sich die „Rechenbahn“ von bisher bekannten Rechenanschauungsmitteln. Die neuartige, klare Zehnergestalt ermöglicht leichte Auffassung der Grundzahlen. Zehner, Zunderter und Tausender sind einheitlich und folgerichtig aufgebaut. Der Tausender wird gebildet durch parallele Reihung der Zunderter mit Zusammenfassung von je fünf dieser Einheiten und Betonung des Mittelgliedes eines Fünfhunderters. Die rhythmisch klare Gestaltung empfindet man beim Überschauen der verschiedenen Einheiten. Infolge der *ü b e r s i c h t l i c h e n* *G l i e d e r u n g* kann jede Zahl innerhalb des Zunderters oder Tausenders sofort aufgefunden werden. Selbst dem ganz schwachen Kind gelingt es, wie die Erfahrung zeigt, in verhältnismäßig kurzer Zeit sich an der „Rechenbahn“ zurecht zu finden und Aufgaben zu lösen, die es ohne dieses Anschauungs- und Übungsmittel einfach nicht meistern würde.

Nicht nur die Zahlen, sondern auch die verschiedenen Operationen können an der Rechenbahn leicht dargestellt, abgelesen und beim vorstellenden Rechnen be-

halten werden. Dabei enthält die der Kraft angemessene, Abwechslung bietende Tätigkeit an der Rechenbahn einen großen Teil der Übung in einer Form, die Arbeitsfreude auslöst. Die „Rechenbahn“ entlastet Gehirn und Nerven des Lehrers und Schülers, bewahrt also vor rascher Ermüdung, und sie ermöglicht einen frohen, kindgemäßen und sehr erfolgreichen Rechenunterricht.

Die Anleitung zur Rechenbahn: „Anschauliches Rechnen in der Grundschule“ ($2 \cdot 4 = 8$, mit der „Rechenbahn“ wird's gemacht¹) ist das Ergebnis eingehender, praktischer Versuche. Sie enthält die nähere Beschreibung und viele Rechenbeispiele.

Die „Rechenbahn“ wurde im laufenden Schuljahr in der Grundschule Freiburgs eingeführt, nachdem seit Jahren neben dem Verfasser ziemlich viele Lehrer, z. T. auch außerhalb Freiburgs, durch praktische Erprobung die Vorzüge des neuen Lehr- und Lernmittels bestätigt hatten.

¹ Verlag Eifenschink, Nürnberg.

Biologie am Schulaquarium.

Von Georg Supp.

Zeitgemäße Unterrichtsgestaltung erfordert vom naturkundlichen Unterricht der Volksschule eine starke Betonung des Biologischen. Vererbungslehre, Rassenkunde und Familienforschung lassen sich nur dann mit Erfolg und Befriedigung zu schulischen Arbeitsgebieten machen, wenn im naturkundlichen Unterricht Vorarbeit geleistet wurde. Die Erkenntnis biologischer Gesetze dürfte um so leichter zu erzielen sein, je häufiger durch Beobachtung und Übung die Zusammenhänge in der Natur — im Tier- und Pflanzenleben — erkannt, erschaut, erlebt und erforscht wurden.

Biologie ohne Beobachtung, ohne Versuch, ohne Untersuchung, ohne Erforschung, ohne stete Berührung mit der lebendigen Natur erscheint mir unmöglich — in der Volksschule ganz besonders. Die Gesetze des Lebens lassen sich nicht begreifen, wenn man das Leben selbst nicht kennt, Zusammenhänge der Natur bleiben dem ein Rätsel, dem die Lebewesen — ob Tier, ob Pflanze — fremd sind.

Unserem naturkundlichen Unterricht droht die Gefahr der Naturentfremdung. Wer mit der Jugend geht, wird das nicht bestreiten können. Die Heimatnatur ist so unzählig vielen deutschen Menschen ein Buch mit sieben Siegeln, und die Kenntnisse ihrer Lebewesen erweisen sich oft mehr als dürftig.

Der Ursachen für diesen Mangel könnten gar manche genannt werden. Zweifellos erschweren große Klassen eine planmäßige Beobachtung und Erkundung im

freien, sflavische Bindung an den Stundenplan und den Stoffplan nehmen auch heute noch vielen Lehrern den Mut zu einer wahrhaft anschaulichen Unterrichtsweise, sehr oft fehlen dem Lehrer die nötigen Kenntnisse und Fertigkeiten.

Vor nicht gar langer Zeit meldete die deutsche Presse von einer Unterredung des Führers mit dem bekannten schwedischen Tierforscher und Tierfreund Bengt Berg. Der Führer gab dabei seiner Besorgnis über die Naturentfremdung der deutschen Jugend Ausdruck. Die Reichsregierung sucht durch Errichtung von Naturschutzgebieten die eigenartigsten Ausschnitte heimischer Landschaften vor dem Untergange zu bewahren, sie hat durch ein wahrhaft einzigartiges Naturschutzgesetz allen Volksgenossen die Erhaltung seltener Lebewesen aus dem Tier- und Pflanzenreich gar warm ans Herz gelegt. Freude an der Natur weckt „Kraft durch Freude“ durch Ferienfahrten und Wanderungen; das „Deutsche Volksbildungswerk“ trägt das Wissen um die Natur in weiteste Volkskreise. Mag da die Volksschule abseits stehen? Um so weniger, als seit Jahrzehnten schon gerade Volksschullehrer Bahnbrecher und Reformers auf dem Gebiete des naturkundlichen Unterrichts waren. Ich will nur Namen nennen wie Grupe, Cornel Schmitt, Seyfert, Senner, Junge und Jauch, um damit einige Hinweise auf das einschlägige Schrifttum gegeben zu haben.

Soll der naturkundliche Unterricht vor einem Rückfall in den „didaktischen Materialismus“ bewahrt bleiben,

soll er zu einer wirklichen Schule biologischen Denkens werden, so müssen einige grundlegenden methodischen Forderungen erfüllt werden. Zum ersten mögen die Beobachtung, die Erkundung, die Anschauung als Grundlage jeder naturkundlichen Unterweisung angesehen werden. In seinem Verlauf strebe der Unterricht dahin, dem Kinde möglichst viel Betätigung zu gestatten, und zum letzten vermeide er es, irgendein Lebewesen losgelöst aus seiner Umgebung, seiner Lebensgemeinschaft, zergliedernd zu betrachten, lediglich um Stoffwissen zu erzielen.

Der Landlehrer ist in seinem Arbeitsgebiet mitten in die Natur und das Naturerleben hineingestellt, die Beziehungen des Dorfmenschen zur Heimatnatur sind so eng und so mannigfaltig, daß der Landschule um Anregung und Anschauung nicht bange zu sein braucht. Erschwert sind Naturkundestunden in der Stadt. Durch die Einrichtung von Schulgärten sucht man die Verbindung mit der Scholle, den Sinn für Pflanzen- und Tierleben wachzuhalten; die der Großstadt eigene Tier- und Pflanzenwelt rückt man durch eine bewußte „Naturkunde der Großstadt“ in den Mittelpunkt schulischer Betrachtung und Bearbeitung. Was will man schließlich mit der Einrichtung von Schullandheimen anderes erreichen, als in jedem Schuljahr auf Wochen wenigstens das Kind der Großstadt zurückzuführen zur Natur? Der Kosmosverlag hat seinem von Studienrat Dr. Samacher bearbeiteten, empfehlenswerten Buche „Biologie für jedermann“ bezeichnenderweise eine Broschüre beigelegt, die sich „Praktische Schullandheim-Biologie“ betitelt.

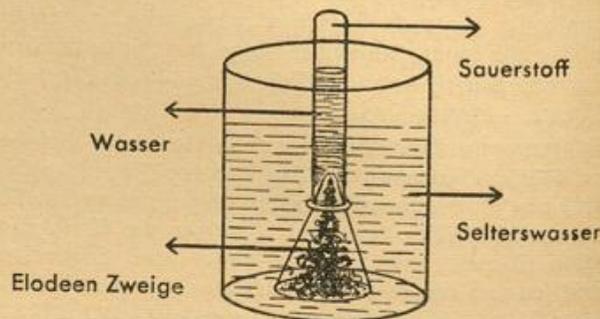
Wesentlich wird es also sein, auf irgendeinem Wege das Kind in stete Berührung mit der Natur zu bringen, ihm durch immerwährendes Beobachten den Sinn zu schärfen für die Lebewesen seiner Umwelt. Blumenpflege läßt sich fast an jedem Schulfenster treiben, die Möglichkeiten zur Tierpflege sind wesentlich enger begrenzt. Als ein vorzügliches Anschauungsmittel, als Gegenstand unzähliger Beobachtungen und Versuche sei heute von mir das Schulaquarium gepriesen. „Der See im Glase“, wie ihn Kosmäfler, der Altmeister der Aquarienkunde, bezeichnete, stellt eine in sich abgeschlossene Lebensgemeinschaft dar, deren Einzelwesen und deren Zusammenhänge steter Beobachtung zugänglich sind und die eine unerschöpfliche Fülle von Möglichkeiten zu biologischer Schulung bietet. Aquarienfachfragen werden in meinen Darlegungen nur nebensächlich behandelt. Über Einrichtung und Pflege eines Beckens unterrichtet eine große Reihe von Schriften und Schriftchen, ich nenne nur die von S. Riemen-schneider bearbeitete wohlfeile Broschüre des Leipziger Versandhauses Glascher: „Was muß ich wissen, um mein Zeim, sowie auch jede Schule billig und zweckmäßig mit einem reizvollen Stück Natur, einem Aquarium, auszustatten?“

Die Pflanzen.

Die drei Akkumulatoren gläser, die uns ein verständnisvoller Fabrikherr geschenkt hatte, standen geschmackvoll aufgebaut auf dem Tisch am Fenster. Jedes Glas trug auf schmalen Leisten eine Deckscheibe. Unser „See im Glase“ konnte eingerichtet werden.

Er sollte ein möglichst getreues Nachbild eines wirklichen Teiches werden. Darum zogen wir zunächst auf

Beobachtung aus. Das Weingartener Torfmoor war unser Ziel. Reiches Pflanzenleben bot lohnende Ausbeute. Mit Hilfe des Kleinschen Taschenbuches „Sumpf- und Wasserpflanzen“ war es nicht allzu schwer, die Pflanzen zu bestimmen und zu beschreiben. Taufendblatt, Hornkraut, Wasserfeder, den fleischfressenden Wasserfisch, Wasserlinsen verschiedener Arten und Laichkraut lernten wir als Bewohner dieses reizvollen Naturschutzgebietes kennen. In den benachbarten Gräben und Bächen bildete der Wasserfarn grüne Teppiche, die Wasserpest wucherte in dichten Polstern. Versuche, die Wasserpflanzen als Topfpflanzen zu ziehen, schlugen fehl. Sie sind an das Wasser gebunden. Wieso können sie schwimmen? Durch ein Stengelstück der Seerose bläsen wir Luft hindurch. Unter dem Mikroskop zeigen sich Luft-hohlräume. Aus angeschnittenen Stengeln der Wasserpest treten Luftbläschen aus. (Beispiel für Anpassung.) Alle Wasserpflanzen prangten in sattem Grün, auch wenn sie weit unter dem Wasserpiegel gewachsen waren. Sie müssen also sehr viel Grünstoff enthalten. Ein Blatt der Wasserpest führt uns in das Geheimnis der Pflanzenzelle ein. Deutlich erkennbar lagert Zelle an Zelle, unser Schülermikroskop „Mendel“ zeigt uns schon bei geringer Vergrößerung den Bau einer solchen Zelle: Zellwand, Zellkern, Grünstoffkörner. Später konnten wir am Blatte einer anderen Wasserpflanze, der Sumpfschraube oder Vallisnerie, die Strömung des Zellinhaltes, des Plasmas, beobachten. Die Wasserfeder wurzelt mit kräftigem Wurzelwerk im Grund, Taufendblatt schießt von den Knoten weiße Wurzelsäden aus, am Hornkraut fehlten die Wurzeln überhaupt, Wasserlinsen kommen mit dem Untergrund gar nicht in Berührung. Die Pflanzen müssen wohl auch mit den Blättern dem Wasser die Nährstoffe entziehen können. Die verschiedenen Arten der Vermehrung machten wir uns wiederholt an Beispielen klar. Die Wasserfeder streckt im Frühjahr ihre Blüentrauben über den Wasserpiegel, aus den Blattachseln schießt sie ausläuferartige Zweige aus. Ästchen, die wir vom Hornkraut lösen, wachsen weiter, frei im Wasser schwimmend. Die Wasserlinsen bilden nach Wochen schon eine abgeschlossene Decke auf dem Wasserpiegel des Aquariums. Wie geht ihre Vermehrung vor sich? Von den Vallisnerien wuchern am Boden hin Ausläufer, an deren Enden junge Pflanzen erstehen. Wasserpest verankert ihre Sprosse mit Wurzeln, die sie zum Sandgrund des Aquariums schießt. Von einer Wanderung zum Rheine brachten wir die Wassernuß mit,

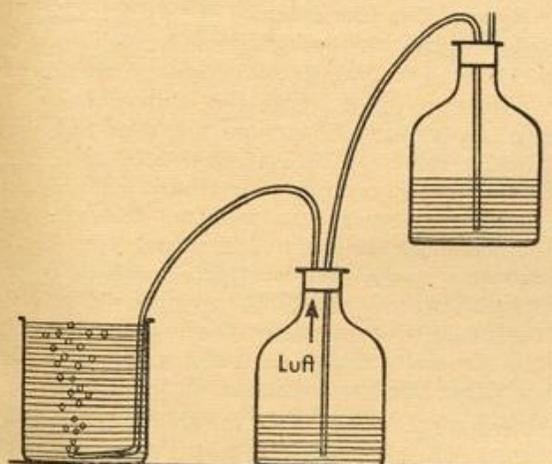


Assimilation erzeugt Sauerstoff

die ihre gehörnte Frucht an langem Seile auf den Boden hinabsenkt, um sie dort überwintern zu lassen. Mit der Wasserpest ist in einfachem Versuche die Assimilation zu erklären. Die Zweige entnehmen dem Kohlensäurehaltigen Wasser (Sprudel) die Kohlensäure und verarbeiten sie zu Sauerstoff, den wir im Reagenzglas auffangen können. Nach längerer Beobachtung fiel uns auf, daß unsere Fische am Morgen unter Atemnot litten. War nicht genügend Sauerstoff vorhanden? In einem abgedunkelten Aquarium trat diese Atemnot schon nach einigen Stunden ein. Nur bei Sonnenlicht assimilieren die Pflanzen. Die Pflanze verbraucht auch Sauerstoff und gibt Kohlensäure ab. Das wiesen wir mit folgendem Versuch nach:

Wir stellten zwei gleichgroße 1-Liter-Weckgläser auf, füllten das eine etwa zu einem Drittel mit blühenden Pflanzenteilen oder mit keimenden Erbsen. Das andere Weckglas blieb leer und diente nur zum Vergleich. Nach Auflegen der Gummiringe verschlossen wir beide Gläser mit dem Deckel und beschwerten diesen mit einem 2-kg-Gewichtstück, damit kein Gasaustausch stattfinden konnte. Nach 24 Stunden prüften wir den Gasinhalt beider Gläser mit einer brennenden Kerze, die mit kleiner Flamme langsam hineingesenkt wurde.

Die Pflanzen unseres Aquariums haben also zwei Lebensäußerungen: Sie atmen Luft ein und Kohlensäure aus, genau wie wir. Sie erzeugen aber



Unsere Lüftung

umgekehrt aus Kohlensäure Sauerstoff, sie assimilieren, aber nur bei Tageslicht. Den Tag über muß also die Pflanze so viel Sauerstoff erzeugen, daß er sowohl für ihre eigene Atmung als auch für die der Fische bei Tag und bei Nacht ausreicht. Darum heller Standort des Aquariums! Kein Wunder, daß im Winter zur Zeit der langen Nächte die Kohlensäure überwiegt und die Fische ängstlich schnappen. Wir bauten einen einfachen Durchlüfter, der unserem Aquarium Luft zuführte, das Wasser bewegte und immer wieder andere Wasserschichten mit der Luft in Berührung brachte. Ganz von selbst stellten sich grüne Fäden auf den Pflanzen ein, an den Scheiben bildete sich ein grüner Belag. Es waren Algen. Wo kommen sie her? Eine saubere Kochflasche füllten wir halb mit Wasser, verschlossen sie mit einem durchbohrten Kork und stell-

ten sie ans Fenster. An den Innenwänden der Flasche bildete sich ein grüner Überzug. Selbst filtriertes Leitungswasser kann nicht vollständig von Keimsporen der Algen freigemacht werden. (Verbreitung und Vermehrung niederer Pflanzen!) Algen sind ein dankbarer Gegenstand biologischer Studien. Wunder des Zellenbaus und Zellenlebens offenbaren sich unserem Auge unter dem Mikroskop. Bei etwas Geduld erwischen wir auch ein Stück der Schraubenalge, an dem gerade die Zellteilung vor sich geht. Die Bildung der Tochterspore, die Wanderung des Zellinhaltes von einer Zelle zu einer andern bewundern wir ebenfalls an Algenfäden.

Tierleben im Aquarium.

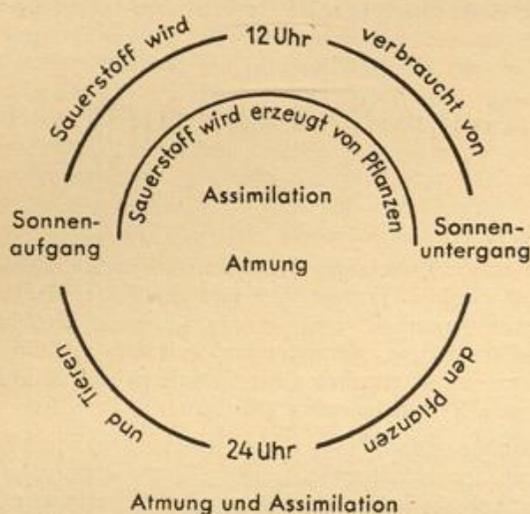
Kotfedern, Bitterlinge, Grundeln, Schmerlen, Uckeis und Karauschen waren im Laufe der Jahre Gäste in unseren Aquarien. Sobald wir über die Anfängerschmerzen hinweg waren, legten wir uns ein Gestell-aquarium von etwa 30 Liter Inhalt zu und bepflanzten es mit ausdauernden Pflanzen.

Beobachtung der Fische, ihrer Bewegungen, ihres Aussehens, ihres Körperbaus, ihrer Eigenarten war die erste Aufgabe. Unter dem Aquarium hefteten wir Zettel an, auf denen für jedes Tierchen diese Feststellungen vermerkt wurden. (Beobachtungsübung.)

Wir lasen im Schmeißer jeweils über die Tiere nach. Einige Stichlinge, die wir eine Nacht im Musglas hatten stehen lassen, waren am andern Morgen tot. Offenbar waren sie erstickt. Wie nehmen denn die Fische die Luft auf? An der Bewegung der Kiemendeckel läßt sich der Strom des Wassers wohl erkennen, Kiemen betrachteten wir an Zeringen, Schellfischen, Bücklingen. Im Laufe der Zeit fiel uns auf: In Gläsern ohne Pflanzen gehen die Fische zugrunde, ohne Fische aber gedeihen die Pflanzen nicht recht. Es müssen somit Beziehungen, Lebenszusammenhänge zwischen Fischen und Pflanzen bestehen. Aus den oben dargestellten Versuchen ward uns klar, daß der Fisch den Sauerstoff braucht, den die Pflanze erzeugt, während andererseits das Wachstum der Pflanze stille steht, sobald keine Kohlensäure von den tierischen Lebewesen abgegeben wird. Außerdem sind auch die Ausscheidungen der Fische Nährstoffe für die Pflanzen.

Die Vermehrung beobachteten wir am Stichling. Im Frühjahr prangte das Männchen in den leuchtenden Farben seines Hochzeitskleides. Eifrig betrieb es den Nestbau, mit funkelnden Augen und gestäubten Stacheln hielt es jede Annäherung an das Nest ab. Wir fingen einige laichreife Weibchen — sie sind erkenntlich an dem glashellen Laichsack — und erlebten schon nach kurzer Zeit die Laichablage, zu der das Männchen die Weibchen in das Nest nötigte. Um die Weibchen vor den Zornausbrüchen des überbesorgten Vaters zu bewahren, setzten wir sie wieder in Freiheit. Welche Freude, als die Jungtiere im Wasser unseres Aquariums die ersten Schwimmversuche machten! Welcher Schreck, als es immer weniger wurden, und der vorher so besorgte Vater sich als Kinderfresser entpuppte. Warum wohl legte die Natur diesen grausam erscheinenden Instinkt in dieses

Tier? Treibt es Zuchtwahl, um seine Nachkommenschaft vor Verkümmern zu bewahren? Inzucht und ihre Folgen lernten wir an einem Schwarm des Girardinus Guppyi (Millionenfisch) kennen, der im Sommer gut ohne Heizung gehalten werden kann. Generation auf Generation kam



zur Welt. Die Nachkommen waren immer schwächer als die Vorfahren; während der kühlen Herbsttage wurden die entarteten, widerstandslosen Tiere von Pilzen befallen und rasch hinweggerafft.

Um den Nestbau und die Brutpflege noch mehr zu veranschaulichen, setzte ich einmal ein Zuchtpaar des Paradiesfisches (Makropoden) ein. Das Männchen baute ein Schaumnest, die Sorge um den Nachwuchs war offenbar der Hauptzweck seines Daseins.

Womit sollten wir nun unsere Fische ernähren? Mit Stange, Netz und Glas zogen wir zum nächsten Gewässer.

Wieviele Lebewesen gehören doch zur Lebensgemeinschaft eines Tümpels! An keinem anderen Beispiele kann der Begriff der Lebensgemeinschaft so gut veranschaulicht werden als am Tümpel oder an seiner Nachbildung, dem Aquarium!

Auf dem Wasserspiegel flitzten die Wasserreiter hin und her. Wie können sie sich nur so auf der Oberfläche halten? Rückenschwimmer muten uns wie Unterseeboote an mit ihrem zweckmäßigen Körperbau. Dort taucht ein Gelbrandkäfer auf! An der Oberfläche holt er Luft und verschwindet dann wieder in der Flut. Im Aquarium lernten wir ihn als gefräßigen Fleischvertilger und argen Räuber kennen. Verwandlungen vom Ei zur Larve, zur Puppe, zum Insekt sind häufig zu beobachten, so an Libellen und an der eigenartigen Köcherfliege. An Molchlarven wird der Werdegang der Lurche veranschaulicht.

In unserem Netz lag des öfteren eine Menge winziger Tiere, die wir zur näheren Beobachtung in ein Glas einsetzten. Es waren Ruderfußkrebse. Die Beobachtung eines Wasserfloh unter dem Mikroskop führte in die Wunderwelt der Kleintiere ein. So ein winziges Tierchen lebt auch im hohlgeschliffenen

Objektträger weiter. Es streckt seine Ruderfüße aus, wir erkennen dank der Durchsichtigkeit des Körpers die Eier im Brutraum am Rücken; an der Stirne sitzt ein großes Auge. Ein Tröpfchen roter Tinte läßt den Körperbau noch plastischer erscheinen. Oder da liegt ein andermal ein Cyklop im Blickfeld. Zu beiden Seiten des Hinterleibs hängen in Ballen die Eier, die das Weibchen mitträgt, bis sie reif sind. Begierig schnappen unsere Fische nach diesen Hüpfelingen, sie sind ihnen offenbar schmackhafte Nahrung.

Wovon leben eigentlich diese winzigen Ruderfußkrebse?

Wir forschen nach den noch kleineren Aufgushtierchen. Tümpel wurden abgesehen, wir stellten Zeuaufgüsse her. Keines der Kinder hatte vermutet, daß das Wasser der Teiche und Tümpel, der Gräben und Abflusrrinnen von Lebewesen bevölkert sei. Wir taten zum ersten Male einen Schritt in die Welt der Kleintiere, die wir Menschen mit bloßem Auge nicht mehr wahrnehmen können. Und welcher Reichtum der Formen zeichnet diese Tierfamilien aus! Wie läßt sich die Zelle als Ausgangspunkt alles Lebens wohl besser erkennen als hier an diesen einzelligen Tieren, die uns den Großkern, den Kleinkern und, wenn wir Glück haben, auch die Teilung und die Verschmelzung lebender Zellen vor Augen führen. Brachten wir da einmal ein seltsames Tierchen in unser Aquarium. Wie ein Zweigchen saß es auf den Blättern der Pflanzen und streckte dünne Fädchen aus. Woher es kam, wußten wir nicht zu sagen, erst die Untersuchung des Tümpelwassers klärte uns auf. War das eigentlich ein Tier oder ein Pflänzchen? Es bildeten sich ja kleine Auswüchse, die sich vom Mutterleibe lösten und zu neuen Tieren heranwuchsen. Als wir dann noch beobachteten, wie ein Cyklop von den Fädchen umschlungen wurde und im Körper verschwand, da war das Maß des „Sonderbaren“ voll. Wir haben uns dann eingehend mit diesen Polypen beschäftigt, die der Aquariensfreund sonst nicht gerade mit Freuden in seinen Becken auftauchen sieht.

Auch Schnecken, die oft in großer Zahl unsere Bäche und Tümpel bevölkern, bieten mannigfache Gelegenheit zu lehrreichen Beobachtungen. An den Uferwänden der Pfing sammelten wir die Spitzschlamm-schnecke, wir lernten ihr Säus kennen, wir beobachteten ihre Vermehrung. An den Scheiben kriechend weidete sie die Algen ab, Futterreste verschmähte sie auch nicht, ab und zu fraß sie sich an einem frischen, grünen Pflänzchen satt. Auch Teller-schnecken mit ihren runden Säuschen fühlen sich im Aquarium wohl; besonderer Beobachtung ist die lebend gebärende Sumpfschnecke wert.

In knappen Ausführungen habe ich die Fülle der Möglichkeiten zu Beobachtungen und Versuchen an den Lebewesen des Aquariums nur angedeutet. Mit Absicht ging ich auf die unterrichtliche Auswertung nicht ein. Denn ich wollte zunächst einmal nur anregen zur Verwendung des Schulaquariums als eines billigen und ungemein reichhaltigen Anschauungsmittels im Naturkundeunterricht der Volksschule. „Beobachtungen bilden die Grundlage aller Naturerkenntnis.“ (Junge.)

Die höhere Schule

Verantwortlich: Lehramtsassessor Werner Lütke, Karlsruhe, Weinbrennerstraße 48

Die innere Sprachform im englischen Anfangsunterricht.

Von Walter Käfele.

Die Erkenntnis der innigen Wechselbeziehung zwischen Sprache und Volkheit macht es dem deutschen Erzieher zur Pflicht, den Schüler durch ein vertieftes Verständnis der in seiner Muttersprache wirkenden Kräfte zur besseren Erkenntnis seiner völkischen Art zu führen. Zu diesem Zwecke kann der fremdsprachliche Unterricht in besonderer Weise beitragen, da die Eigenart des Deutschen am deutlichsten in der Gegenüberstellung zu der Andersartigkeit einer fremden Sprache in Erscheinung tritt. Während diese Tatsache in ihrer grundsätzlichen Bedeutung allgemein erkannt wird, besteht vielfach Unklarheit darüber, was und wieviel dem Schüler auf diesem Gebiet geboten werden kann. Es soll deshalb an einem in der Praxis erprobten Beispiel gezeigt werden, wie es möglich ist, bereits im Anfangsunterricht in die Unterschiede zweier Volkheiten mittels der Sprachbetrachtung einzuführen. Es gilt also — um mit Wundt zu reden —, den Schüler den „psychischen Motiven“ nachspüren zu lassen, die die äußere Sprachform hervorgebracht haben, d. h. ihm den Weg zur Erkenntnis der inneren Sprachform zu zeigen.

Dieses Ziel läßt sich am zwanglosesten erreichen, wenn sich die Besprechung an eine andere germanische Sprache, d. h. an das Englische, anschließt. Der Lehrer weist gleich zu Beginn des Sprachunterrichts darauf hin, daß das Englische und das Deutsche aus ein und derselben Sprache hervorgegangen sind. Durch einen kurzen Überblick über die historische Entwicklung Englands beleuchtet er dann die äußeren Gründe, die zur Differenzierung der beiden Sprachen beigetragen haben. Die durch historische Erwägungen unlösbare Frage, wieso die englische Sprache im Laufe der Jahrhunderte die heute vorliegende Gestalt und keine andere angenommen hat, kann erst dann aufgegriffen werden, wenn die Schüler einmal selbst charakteristische Einzelerscheinungen des Englischen festgestellt haben.

Unerläßliche Vorbedingung für die Durchführung der gestellten Aufgabe ist ein Lehrbuch, das nur bestes Englisch bietet. Der „English Student“ von Hausknecht ist hierfür besonders geeignet, da er sich durch ein idiomatisches Englisch auszeichnet. An seine fünfzehn Skizzen schließen sich die folgenden Ausführungen an.

Eine Einführung in die innere Sprachform darf auf keinen Fall in der Weise erfolgen, daß man etwa ihrer Betrachtung besondere Stunden widmet, sondern muß so unlöslich mit der Spracherlernung verbunden sein, daß es dem Schüler häufig scheinen mag, als ob die

Sinweise auf die Andersartigkeit nur gegeben würden, um ihm die mechanische Lernarbeit zu erleichtern oder zu ersparen. Dabei darf der Lehrer im Übereifer der Entdeckerfreude nicht in den Fehler verfallen, jeden Ausdruck auf sprachpsychologischem Wege erklären zu wollen. Es handelt sich vielmehr nur darum, an Hand von typischen Beispielen auf die Geisteshaltung des englischen Volkes dort einzugehen, wo sie von der des deutschen wesentlich abweicht.

Die Erkenntnis, die der Schüler bereits aus dem ersten Jahr des englischen Sprachunterrichts mitnehmen soll, möge etwa so formuliert werden: Das englische Wesen, wie es sich in der englischen Sprache offenbart, stellt eine eigentümliche Verschmelzung zweier Grundzüge dar. Es ist gekennzeichnet durch eine einzigartige Vereinigung des fortschrittlich-praktischen Geistes des im tätigen Leben stehenden Kaufmanns und der konservativ-konventionellen Denkart eines seit Jahrhunderten in behaglicher Ruhe dahinlebenden Volkes.

Der aufs Praktische gerichtete Geist des Engländer findet seinen deutlichen Ausdruck im Aufbau des Satzes. Während der Deutsche den Satz als eine Einheit faßt, die dadurch bestimmt ist, daß sich die Einzelvorstellung treu dem Ganzen eingliedert, besteht der englische Satz aus einer Anzahl aneinandergereihter Einzelvorstellungen, die durch Beziehungswörter oder festgefügte Wortstellung zu einem Sinnnganzen vereinigt werden. Die Neigung des englischen Kaufmanns zum Zerlegen und das große Interesse, das er dem einzelnen Teil der Ware zuwendet, haben zu der Entstehung des analytischen Charakters der neu-englischen Sprache wesentlich beigetragen. Diese Erscheinung wird dem Schüler bei den verschiedenen sich bietenden Gelegenheiten erklärt, ohne daß dabei die Terminologie der Sprachpsychologie eingeführt wird. Der Unterschied zwischen der deutschen und der englischen Auffassungsweise wird ganz schlicht am Beispiel des Baukastens erläutert, falls dies nicht schon im französischen Anfangsunterricht der Sexta oder Quarta geschehen ist. Wie im Baukasten die einzelnen Steine nach ihrer Zusammengehörigkeit (Größe, Form, Farbe und dergleichen) geordnet nebeneinanderliegen, so ist es mit den Einzelvorstellungen des englischen Satzes. Der deutsche Satz dagegen entspricht dem fertiggebauten Hause, in dem der einzelne Baustein an und für sich keine Bedeutung hat, sondern nur durch Einordnung in das Ganze seinen Wert erhält. Bei einer geistig fortgeschrittenen Klasse kann der Lehrer den

Schülern sogar zeigen, wie diese analytische Denkweise dem Angelsachsen ursprünglich ebenso fremd war wie dem Deutschen, indem er die beiden ersten Verse des „Beowulf“ an die Tafel schreibt, die in ihrer echt germanischen, synthetischen Art lehrreicher wirken als viele Worte. — Der Vergleich eines einfachen englischen Satzes „Jackson has forgotten the German for pencil“ mit der deutschen Übersetzung „Jackson hat das Deutsche für ‚pencil‘ vergessen“ genügt, um den bereits im Französischen erfahrenen Schüler in die entsprechende englische Auffassungsart einzuführen. Hat der Schüler das Wesen der analytischen Denkart einmal erfaßt, so ist es nicht schwer, zu zeigen, daß sie notwendigerweise in der Wortbildung dem isolierenden Typus zustrebt. Wird der Lehrer auch nicht verschweigen, daß sich die Flexionslosigkeit des heutigen Englisch unter dänischem Einfluß, begünstigt durch die germanische Anfangsbetonung, entwickelt hat, so muß er doch immer wieder betonen, daß eine solche Entwicklung nicht möglich gewesen wäre, wenn sie nicht der analytischen Denkweise des englischen Volkes entsprochen hätte. An Hand des Beispiels „the servant of the boarding-house“ (8,8) zeigt man dem Schüler, wie der Genetiv durch eine analytische Bildung ersetzt worden ist.

Durch diese Erkenntnis erklärt sich auch eine Anzahl analytischer Ausdrücke, die wir im Deutschen durch zusammengesetzte Substantive, also durch synthetische Bildungen, wiedergeben: „the days of the week“ (3,11) „die Wochentage“, „his neighbour at table“ (14,9) „sein Tischnachbar“, „a game of chess“ (31,8) „ein Schachspiel“, „subject of instruction“ (32,11) „Unterrichtsgegenstand“, „bill of fare“ (36,33) „Speisezettel“ u. a.

Der Schüler lernt ferner beobachten, wie die unverkennbare Neigung des Englischen, die Elemente des Satzes zu isolieren, die Sprache gezwungen hat, für Ersatzmittel zu sorgen. So gibt das Propword „one“ die Möglichkeit, ein Element des Satzes auf ein weiter zurückliegendes oder im vorhergehenden Satz genanntes zu beziehen. Es hat in Verbindungen wie „a hard one“ (12,15), „a very broad one“ (12,16) die Funktion der Adjektivendung („eine harte“, „eine sehr breite“) übernommen.

Eines der dankbarsten Beispiele, durch die der Schüler in die analytische Denkweise des Engländers eingeführt werden kann, sind die Zahlwörter. Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß der Geschäftsmann kein Verständnis hat für die synthetische Ausdrucksweise, wie sie sich etwa in der deutschen Zahl fünfhundertdreißig offenbart. Der Engländer reißt Zunderter, Zehner, Einer in der Sprache genau wie in der Ziffernschrift hintereinander, eine Sprachgewohnheit, die auch im deutschen Geschäftsleben vielfach verbreitet ist, ohne daß sie in die Alltagsprache einzudringen vermöchte. Der englische Geist ist so sehr von der deutschen Synthese entfernt, daß die deutschen Zahlen mit zu den größten Schwierigkeiten gehören, die die Erlernung der deutschen Sprache dem Engländer bietet. 5 — 6 — 3 denken und schreiben und 5 — 3 — 6 sprechen scheint dem der Synthese Entwöhnten etwas Unmögliches.

Derselbe Geist, der den analytischen Charakter des heutigen Englisch hervorgebracht hat, äußert sich in

einer weiteren typischen Erscheinung, die wir als die nominale Ausdrucksweise des Englischen bezeichnen. Die Hochschätzung des einzelnen Teiles, die wir im analytischen Denken als richtunggebend erkannt haben, bringt leicht eine höhere Bewertung des einzelnen Gegenstandes gegenüber der Handlung mit sich. So kommt es, daß im Gegensatz zum Deutschen dem Nomen im Englischen die Hauptbedeutung zukommt, während die Rolle des Verbums in weitgehendem Maße beschränkt wird. In diese wichtige Eigentümlichkeit englischer Sprache und englischen Denkens ist der Schüler an Hand mannigfacher Beispiele einzuführen.

Der nominale Charakter des Englischen offenbart sich dem Schüler in den Sätzen am deutlichsten, in denen eine Handlung nicht durch ein Verbum allein, sondern unter Zuhilfenahme eines Nomens zum Ausdruck gebracht wird. Die für das Englische charakteristische Neigung, die Verbindung Hilfsverb + Substantiv, bzw. Adjektiv, an Stelle des im Deutschen üblichen Verbuns treten zu lassen, läßt sich in den Skizzen des „English Student“ in vielen Fällen beobachten. Sie wird insbesondere deutlich, wenn der Schüler bei der Übersetzung darauf achten muß, daß die deutsche Wiedergabe des englischen Ausdrucks der inneren Sprachform der Muttersprache gerecht wird. Dann läßt sich die oft gehörte Forderung nach „guten“ Übersetzungen viel leichter erfüllen, ohne daß dadurch an die Ausdrucksfähigkeit des Schülers, die doch mehr oder weniger durch Begabung oder Umwelt bedingt ist, allzu große Anforderungen gestellt würden. „The examinations are at an end“ muß nach dem Gesagten wiedergegeben werden als „die Prüfungen sind beendet“ (21,29), „it is part of Plymouth“ (37,13) heißt „es gehört zu Plymouth“, „there was no scarcity of water“ (41,19) „es mangelte nicht an Wasser“, „it is not much good“ (23,3) „es nützt nicht viel“. In anderen Fällen wird man allerdings im Deutschen zum Adjektiv greifen müssen: „it would be fun“ „es wäre lustig“ (18,2), „that's a mistake“ (13,10) „das ist falsch“. Das letztere Beispiel verdient hierbei besondere Beachtung. Die wörtliche Übersetzung „das ist ein Fehler“ wäre nämlich an unserer Stelle geradezu falsch, da Jackson in seiner vorhergehenden Antwort ja nicht einen, sondern zwei Fehler gemacht hat!

Lehrreich für die nominale Ausdrucksweise des Englischen sind auch diejenigen Fälle, in denen ein Adjektiv die Funktion des deutschen Verbuns übernommen hat („they are very fond of their grand-children“ [29,15] „sie lieben ihre Enkel sehr“) oder das englische Adjektiv im Deutschen durch ein Adverb wiedergegeben wird: „they are fonder of going to the cinema than to the theatre“ (34,14) „sie gehen lieber ...“, „to be sure to come back“ (19,28) „bestimmt zurückkommen“ u. a. „He is not very clever at languages“ (29,24) heißt nicht: „er ist nicht sehr geschickt in den Sprachen“, sondern „er kann in den Sprachen nicht viel“ oder besser: „Sprachen liegen ihm nicht besonders.“

Die Verbindungen von „to have“ + Substantiv sind als Äußerungen gegenständlichen Denkens zu erkennen und entsprechend verbal zu übersetzen: „to have breakfast“ (12,26) „frühstücken“, „to have a run“ (19,30), „to have a ride“ (20,11) „fahren“, „to have

a bad end" (22,1) „schlecht ausgehen“, „to have a narrow escape" (22,1) „noch gerade davonkommen“, „to have a look at" (32,31) „besichtigen“.

Die Zusammensetzungen mit „to have“ bilden den Übergang zu der halbnominalen Ausdrucksweise, die dadurch gekennzeichnet ist, daß dem deutschen Verbum im Englischen Verbum + Nomen entspricht. Die beste Übersetzung für „he makes haste" (9,7) ist nicht die des Wörterbuchs „er macht schnell“, sondern „er beeilt sich“; andere Beispiele dieser Art sind: „they will do their packing" (22,9/10) „sie (werden) packen“, „they get their remove" (29,25) „sie werden verpackt“, „he has made me a present of ...“ (32,3) „er hat mir geschenkt“, „they go through their practice" (37,26) „sie exerzieren“.

Neben diesen ins Auge springenden Zeugnissen darf nicht versäumt werden, im Unterricht darauf hinzuweisen, daß die große Zahl der Infinitiv- und Gerundiumkonstruktionen, jene fürs Englische überaus charakteristische Erscheinung, nichts anderes als eine Äußerung gegenständlichen Denkens ist. Während der Hauptsatz selbst trotz aller nominalen Ausdrücke zweifellos verbalen Charakter behalten hat, sind Nebensätze in weitestem Umfange durch nominale Bildungen ersetzt worden.

Der lateinisch geschulte Schüler findet den Zugang zu diesen Formen ohne weiteres. Vom lateinischen Gerundium her weiß er, daß es die verschiedenen Kasus des substantivierten Infinitivs, also ein Nomen kategorisch darstellt, und der a. c. i. ist ihm in seiner Eigenschaft als Satzteil genügend bekannt. Der Oberrealschüler wird dagegen durch Anknüpfung an die Muttersprache zunächst in das Wesen dieser Konstruktionen eingeführt, wie dies ja auch im Lateinunterricht in Quinta oder Tertia geschieht. An dem ersten Beispiel, das uns der „English Student“ bietet, „he has not finished learning his English lines" (11,4) kann der nominale Charakter des Gerundiums erläutert werden. Man vergleicht es zu diesem Zweck mit dem Satze „Jackson has finished his history lesson" (11,1) und läßt feststellen, daß „learning his English lines“ ebenso als Nomen zu betrachten ist wie „his history lesson“. Aus der großen Zahl der vom Lehrbuch gebotenen Beispiele des Gerundiums ohne Präposition sei hier nur noch eines erwähnt, weil es durch die Nebeneinanderstellung von Substantiv und Gerundium den nominalen Charakter des Gerundiums in besonderer Weise veranschaulicht: „I do like switchbacks and having a ride on a roundabout“, sagt Tim zu seinem Freunde (20,10/11), indem er eine Konstruktion verwendet, wie sie der Schüler höchstens im Lateinunterricht bei der Tacituslektüre wiederfinden wird! Hat der Schüler den nominalen Charakter eines solchen Ausdrucks verstanden, so bietet ihm auch die Gerundiumkonstruktion mit vorangehender Präposition keine Schwierigkeit mehr. Er erfaßt Sätze wie „he makes two mistakes in spelling the German word" (12,19) oder „he had a narrow escape from having a bad end" (22,1/2) ohne weitere Erklärung.

Auch die A. c. i.-Konstruktion ist am besten zu verstehen, wenn sie als ein nominales Glied betrachtet wird. Ausgehend von einfachen Beispielen wie „he wishes Bob to enjoy his holidays" (27,29) oder

„she does not like the girls to go there" (35,15), sind dann auch die Konstruktionen mit Präposition zu verstehen: „he opens the door for the carriage to go through" (28,13) und „the bell rings for study to begin" (11,5). Auf die gleiche Weise erklärt sich auch der A. c. g.: „They see them coming" (28,9), „they can see Tim's father waiting for them" (27,25), „they find the Master waiting for them" (19,32).

Das gegenständliche Denken äußert sich außerdem in einer Häufung von aneinandergereihten Attributen („in one of the courts of the palace") (24,7). Hierher gehören auch die fürs Englische charakteristischen Relativsätze. Sie sind streng von den anderen Arten der Nebensätze zu scheiden. Da sie häufig ihre Verwendung lediglich dem attributiven Charakter des Englischen verdanken, ist ihnen bei der Übersetzung besondere Aufmerksamkeit zu schenken; denn gar zu leicht fällt der Schüler sonst in den in deutschen Aufsätzen vielfach beobachteten Fehler, daß Wesentliches in einem Relativsatz statt in einem Hauptsatz zum Ausdruck gebracht wird. „They walk down to Waterloo Bridge, which they cross" (16,9) ist wiederzugeben als „sie gehen nach der Waterloo-Brücke und überschreiten sie“. „Wolsey gave it to Henry VIII. as a present, which indeed was the greatest present ...“ (23,26) heißt: „Wolsey schenkte ihn Heinrich VIII., und dies war in der Tat das größte Geschenk ...“

Die große Grenzlinie, die Wilhelm von Humboldt bereits im Jahre 1836 zwischen den Sprachen zieht, ist die zwischen „flarer und fester Objektivität“ einerseits und „tief geschöpfter Subjektivität“ andererseits. Sie ist auch eine der Hauptlinien, die die deutsche und die englische Sprache voneinander scheiden. Seiner gesamten Geisteshaltung entsprechend, legt das englische Volk mehr „objektive Realität“ in seine Sprache, während sich in unserer Muttersprache auf Schritt und Tritt die „subjektive Innerlichkeit“ des Deutschen offenbart. Die Tatsache, daß der Engländer sich bemüht, sein subjektives Empfinden möglichst zurücktreten zu lassen, um dem anderen nicht vor den Kopf zu stoßen, ist dem Schüler an Hand typischer sprachlicher Erscheinungen zu zeigen. Schon in den ersten Stunden des Sprachunterrichts muß auf diesen Grundzug englischen Wesens eingegangen werden. Er offenbart sich in der gleichmäßigen Melodieführung des englischen Satzes, der sich ganz allmählich zur höheren Tonlage emporarbeitet, wobei der Redende jegliche auffallende Gegensätzlichkeit vermeidet und so keinen Einblick in seine mehr oder weniger große innere Anteilnahme ermöglicht.

Das charakteristische Merkmal objektiven Denkens ist nach Wundt die Herrscherstellung des Objektkasus im Satze, wodurch auch die nahe Verwandtschaft des objektiven Denkens mit dem gegenständlichen bedingt ist. Nicht die Person, die die Handlung ausführt, sondern der Gegenstand, der der Träger der Handlung ist, das Objekt, erregt das Interesse des Engländers. Dies geht so weit, daß der Engländer dem Verbum an sich oder in seiner Beziehung zum Subjekt wenig Bedeutung zumißt. Es erhält seinen Wert erst, wenn es seine Ergänzung bei sich hat. Die Erkenntnis der unlöslich engen Verbindung von Verbum und Objekt veranlaßt den Schüler zu sinngemäßem Lesen. Er sieht

ein, daß er eher eine Pause zwischen Subjekt und Verbum als zwischen Verbum und Objekt einfügen darf, eine Erkenntnis, die insbesondere für das Chorlesen nach Sprechaktakten äußerst wertvoll ist. Muß ein einfacher Satz wie „the boy makes two mistakes in spelling“ (12,18) für das Chorlesen zerlegt werden, so darf zwar nach „boy“, niemals aber nach „makes“ eine Pause angefügt werden.

Hat der Schüler in Skizze I (8,8) bei der Lektüre des Satzes „Parker, the servant of the boarding-house, rings the bell“ die enge Verbindung von Verbum und Ergänzung erkannt, so erscheint ihm auch die englische Fragestellung, wie sie bereits durch den nächsten Satz eingeführt wird, bei richtiger Anleitung als die durch die Geisteshaltung des englischen Volkes bedingte Ausdrucksweise: Die Umschreibung mit „to do“ ist notwendig, damit die enge Verbindung zwischen Verbum und Ergänzung nicht gestört wird: „Does not Parker ring the bell loud enough?“ (8,9).

Auch die Stellung des Adverbs und anderer Bestimmungen können zu einem Hinweis auf die objektive Denkweise des Engländers benützt werden, zumal der Schüler dadurch auch im richtigen Gebrauch der englischen Sprache wesentlich gefördert wird. „One of his neighbours at table has by mistake taken his bread from him“ (14,10), „they all leave the dining-hall“ (14,19), „the great admiral, who by his victory over the French fleet made the English supreme upon the sea“ (17,10/12) zeigen, wie sogar recht große Bestimmungen zwischen Subjekt und Verbum oder zwischen Hilfsverbum und Verbum treten können, während die Einheit Verbum + Objekt in der Regel gewahrt wird.

ferner zeugt das Fehlen der Konjunktivformen von der objektiven Einstellung des Engländers. Am besten wird dies am Beispiel der indirekten Rede erläutert. In dem Satz „Tim says he knows where Big Ben is“ (17,23) kommt die Stellungnahme des Sprechenden in keiner Weise zum Ausdruck, während der Deutsche durch den Gebrauch des Konjunktivs („Tim sagt, er wisse, wo Bob sei“) seine eigene Person gefühlsmäßig einschaltet.

Das objektive Denken des Engländers äußert sich des weiteren in der strengen Scheidung der Gegenwart von der Zukunft. Bei seiner objektiv-praktischen Veranlagung zieht er einen scharfen Trennungsstrich zwischen dem bereits Vorliegenden und dem Kommenden, das er von der Gegenwart getrennt wissen will: „They are going to have a holiday to-morrow“ (22,4), „are you doing anything to-morrow afternoon?“ (22,2) u. a.

Das objektive Denken des Engländers hat wohl auch zu der Verallgemeinerung des Anrede fürworts „you“ seinen Teil beigetragen. Kommen drei Kaufleute zusammen, um unter sich ein Geschäft abzuschließen, so wird es den einen zur Vorsicht mahnen, wenn die beiden anderen sich duzen! Die englische Sprache hat diesen „Mißstand“ zu beseitigen gewußt.

Im übrigen wird der Schüler noch bei mannigfachen Gelegenheiten auf die englische, im objektiven Denken sich offenbarende Geisteshaltung hingewiesen. „He will not be late“ (9,9), „you were late“ (9,23), „we are just in time“ (9,33) sind objektive Feststellungen,

während das deutsche „zu spät“, „zur rechten Zeit“ die subjektive Anteilnahme verrät. Die deutschen subjektiven Wörtchen „ja“, „doch“, „wohl“ haben im Englischen keine Entsprechung. Für sie treten gelegentlich Umschreibungen ein. „I should 've thought you might 've said these last three weeks“ (22,16/17) ist zu übersetzen: „du meinst doch wohl die letzten drei Wochen.“

Das objektive Denken ist auch nicht ohne Einfluß auf die parataktische Satzordnung gewesen. Der Engländer begnügt sich gern damit, die Tatsachen einfach nebeneinander zu stellen, während er die innere Verknüpfung dem Hörer überläßt. Wegen seines neutralen Charakters wird der Relativsatz besonders gerne verwendet. „Bob who does not belong to the Choir, cannot go“ (14,13) heißt: „Da Bob nicht zum Chor gehört, kann er nicht mitgehen“, und auch im nächsten Satz „Tim feels very sorry his friend Bob cannot go with them“ wird das kausale Verhältnis nicht zum Ausdruck gebracht.

Aus den bisherigen Feststellungen können wir bereits erkennen, wie die theoretisch geschiedenen Arten englischen Denkens in ihrer praktischen Auswirkung sich dauernd überschneiden. Diese Feststellung gilt in noch viel größerem Umfange als bisher für die beiden Züge der englischen Sprache, deren Betrachtung wir uns nunmehr zuwenden, für die Anschaulichkeit und für die Ökonomie. Dies sind die sprachlichen Äußerungen des praktisch-fortschrittlichen Geistes, die der Schüler mit Vorliebe allenthalben entdeckt. Die größere Anschaulichkeit, die durch die nominale Ausdrucksweise in die Sprache eingeführt wird, ist unverkennbar. Der durch das analytische Denken begünstigte Zerfall der Flexionsendungen, die Verkürzung von Nebensätzen, die im objektiven Denken begründete Parataxe verdanken ihre Durchsetzung und Verallgemeinerung einem sich auf allen Gebieten des Lebens äußernden Grundzug englischen Wesens, der Ökonomie.

Neben den zahlreichen bereits erwähnten Erscheinungen wird der Schüler an Hand vieler anderer Beispiele auf die Anschaulichkeit der englischen Sprache hingewiesen. Sie ist in einer Reihe von Fällen am Gebrauch des Plurals an Stelle des deutschen Singulars erkennbar. Die Bezeichnung des „Zoologischen Gartens“ als „the Zoological gardens“ (34,21) zeigt, wie der Engländer in seiner anschaulichen Art die einzelnen Gartenanlagen, nicht den Park als Ganzes vor sich sieht. Der Schaffner nimmt „the halves“ der Rückfahrkarten (16,8) weg, weil natürlich jede eine hat. „Fuß“ als Maßbezeichnung im Singular und Plural zu verwenden, scheint dem anschaulich denkenden Kaufmann eine Unmöglichkeit; er sagt: „2200 square feet“ (24,13). „A pair of scissors“ (13,23), „examinations“ (21,27; vgl. die deutschen Ausdrücke „Reiseprüfung“, „Staatsprüfung“ usw., bei denen es sich doch auch um mehrere Prüfungen handelt!), „upstairs“ (25,17), „the Latin and Greek papers“ (22,25), sowie „a piece of india-rubber“ (13,22), „a thousand“ (24,14), „used as a palace“ (25,12) sind ähnliche Beispiele.

Auch die Tatsache, daß Kollektiva wie „people“, „the rest“, „deer“ als Pluralia behandelt werden, zeugt nicht nur vom Individualismus, sondern auch von der Anschaulichkeit des englischen Denkens („people find

their way“ 24,18; „the rest of the party go“ 33,3; „there are many deer“ 25,20). Bei der Bedeutungserschließung des Wortes „deer“ kann der Lehrer auch gleich auf das Fehlen gewisser Allgemeinbegriffe hinweisen, das in der anschaulichen Denkart des Engländers begründet ist. Für das deutsche „Tier“ fehlt die englische Entsprechung genau wie für das deutsche Wort „Mensch“. („Animal“ und „man“ heißen eigentlich „Lebewesen“ und „Mann“.) — Die Verwendung von Substantiven an Stelle deutscher Adjektive wie „a lot of“, „a couple of“, „what sort of weather“ (41,19) tragen zur Anschaulichkeit bei. Nicht die „Fütterung“ der Löwen sieht der Engländer, sondern die Löwen und Tiger, die gefüttert werden: „to see the lions and tigers fed“ (35,2). Keine „schriftliche“ Prüfung haben die Schüler abzulegen, sondern eine „geschriebene“ („a written examination“ 23,9). Es ist heute nicht der dritte Februar, sondern der dritte (Tag) des Februar: „the third of February“ (12,4). Es ist nicht 6 Uhr, sondern natürlich 6 a u f der Uhr: „six o'clock“ (8,8).

Besonders lehrreich sind die Fälle, in denen der Engländer eine Handlung zum Zwecke größerer Anschaulichkeit in zwei Teilhandlungen zerlegt. „They go and sit down at their desks“ (10,13/14) „sie setzen sich an die Pulte“, „isn't it funny to think that...“ (26,28) „ist es nicht komisch, daß...“, „they had missed getting the train“ (22,2) „sie hatten den Zug verfehlt“ u. a. „Eine Uhr aus der Zeit Heinrichs VIII.“ heißt anschaulich „a clock dating from the time of Henry VIII.“ (24,8).

Ein gut Stück Anschaulichkeit wird durch ein ganz einfaches Mittel erzielt, durch geschickte Anwendung der Präpositionen. „To speak to“ und „to talk to“ zeigen die Richtung an, nach der gesprochen wird; „by“ bezeichnet in Verbindungen wie „by train“, „by motor bus“ (21,13) usw. das Mittel der Beförderung, das von dem Präpositionen „with“ streng geschieden wird. „Hampton Court is on the river Thames“ (22,7) zeugt von der praktischen Einstellung des Engländers, der vom Fluß aus den Ort oben liegen sieht, während für den Deutschen die Lage auf der Landkarte maßgebend ist („a n der Themse“).

Wie eingreifend das Streben des Engländers nach Anschaulichkeit in der Sprache ist, läßt sich dem Schüler ferner auf Grund einer Äußerlichkeit erklären. Die Entstehung des Apostrophes im „sächsischen Genetiv“ ist, historisch betrachtet, ebensowenig begründet, wie dies im Deutschen der Fall wäre. Es ist jedoch leicht verständlich, daß der anschaulich eingestellte Engländer in einer Form wie „the master's desk“ (12,27/28) eine Zusammenziehung aus „the master his desk“ erblickte und dies durch den Apostroph zum Ausdruck brachte, der dann auch gleichzeitig zur Unterscheidung des Genetivs vom Plural dienen konnte.

Die Behandlung der progressiven Form kann benutzt werden, um zu zeigen, wie der Engländer aus praktischen Gründen auf die strenge Unterscheidung der Aktionsarten Wert legt. Es kommt ihm darauf an, genau zu erfahren, ob jemand gerade zufällig im Augenblick schreibt („is writing“) oder von Beruf Schriftsteller ist („writes“), ob eine Handlung unmittelbar bevorsteht, ob sie in der Vergangenheit begann

und ihre Wirkung in die Gegenwart erstreckt oder bereits zum Abschluß gekommen ist.

Der differenzierte Gebrauch der Aktionsarten trägt nicht nur zur Anschaulichkeit der englischen Sprache bei, sondern entspricht auch dem Bedürfnis des Engländers nach klarer Ausdrucksweise. Auf diese Grundtendenz ist der Schüler bereits bei den ersten phonetischen Übungen hinzuweisen. Es gibt im Englischen keine verschiedenen Meinungen über die Stimmhaftigkeit oder Stimmlosigkeit der s-Laute. Der nach absoluter Sicherheit und Eindeutigkeit verlangende Kaufmannsgeist hat aus dem Streben nach Zweckmäßigkeit heraus instinktiv eine klare, allgemein verbindliche Scheidung vollzogen, ohne das geschichtlich Gewordene durch Aufstellung von Regeln zu verewaltigen.

Das Verlangen nach Eindeutigkeit ist es, das die scharfe Trennung der some- und any-Formen hervorgerufen hat, durch deren Anwendung unmittelbar zum Ausdruck kommt, ob die Sache, um die es sich handelt, tatsächlich vorhanden ist, oder ob ihr Vorhandensein in Frage gestellt wird.

Bereits nach der Lektüre der ersten Skizzen ist der Schüler so weit mit der englischen Sprache vertraut, daß er den überaus charakteristischen Grundzug der Ökonomie, der sich vor allem in der Kürze der englischen Formen zeigt, erkennen kann. Es ist dann Sache des Lehrers, darauf hinzuweisen, daß diese sprachliche Eigenart zwar einerseits ihre äußeren Ursachen — wie etwa die Anfangsbetonung — hat, im Grunde aber in ihrem Weiterwirken bis in unsere Tage nur zu verstehen ist als die typische sprachliche Äußerung der fortschrittlich-praktischen Geisteshaltung des englischen Volkes.

Die allgemein verbreitete Ansicht, daß das Englische leichter sei als das Französische, findet der Schüler zu seiner großen Freude bald bestätigt. Die Ursache hierfür wird ihm der Lehrer durch einen Hinweis auf die sich in der Ökonomie der Sprache offenbarende Geisteshaltung des englischen Volkes verständlich machen. Nichts Einfacheres als der englische Artikel! Wieviel Mühe kostet es doch auch den schon fortgeschrittenen Schüler, bis er im Französischen und im Lateinischen über die Genera Bescheid weiß! Und wie zwecklos ist doch eigentlich diese Unterscheidung, wenn es sich um „neutrale“ Gegenstände handelt! Ein Satz wie „he gets a clean knife and fork“ (14,4/5) „... ein sauberes Messer und eine saubere Gabel“ dient in besonderem Maße zur Veranschaulichung. — Mit dem Gefühl der Genugtuung geht der Schüler nach den ersten Stunden nach Hause, wenn er bereits, ohne sich weiter angestrengt zu haben, das Präsens und die Deklination der Substantive beherrscht. Er freut sich, wenn er auf die Fragen des Lehrers: „Wie wird die dritte Person Präsens Singular gebildet? Worin unterscheidet sich der Plural der Substantive vom Singular? Welches ist das Kennzeichen des sächsischen Genetivs?“ immer mit der gleichen Antwort aufwarten kann und den praktischen Nutzen der englischen Ökonomie am eigenen Leibe verspürt.

Er wird allerdings bald die Ökonomie auch als Ursache von Erscheinungen kennenlernen, die ihm viel Mühe bereiten. Der praktische Geist des Engländers hat es

verstanden, durch feine Differenzierungen der Aussprache ganz bestimmte Bedeutungsunterschiede zum Ausdruck zu bringen. So ist es zum Beispiel für die Bedeutung eines Wortes durchaus nicht gleichgültig, ob ein Laut stimmlos oder stimmhaft gesprochen wird, dient dieses einfache Mittel doch als einziges Unterscheidungsmerkmal des Verbums „to use“ und des zugehörigen Substantivs. Auch die Ausspracheunterschiede der Wörter „head“, „had“, „hat“ können veranschaulichen, wie der Engländer mit wenigen Mitteln viel zu erreichen versteht. Hierher gehört auch das einfache Mittel zur Unterscheidung von Verbum und Substantiv durch die Betonung, worauf etwa bei der Erklärung des Substantivs „present“ (23,26) hingewiesen werden kann.

Die „Bequemlichkeiten“ der Aussprache, wie wir sie in der Vermeidung des harten Vokaleinsatzes (der im Altenglischen wohl noch vorhanden war!) oder überflüssiger Zungenschwingungen bei der Bildung des r-Lautes erblicken können, sind ebenfalls als Äußerungen der Ökonomie zu betrachten.

Da der „English Student“ auf dem Dialog aufgebaut ist, bietet sich von vornherein Gelegenheit, die zahlreichen durch Zusammenziehung zweier Wörter entstandenen Kurzformen der Umgangssprache kennenzulernen. Bereits die erste Skizze bietet reichlich Beispiele: „Doesn't he“, „who's“, „that's“, „I won't“, „where's“, „don't“, „I'm“, „I'll“. Der mit seinen Kräften haushaltende Engländer läßt bei Verben wie „to feel“, „to dress“ und „to wash“ das Reflexivpronomen gewöhnlich weg: Das objektive Denken entnimmt die Ergänzung ohne weiteres aus dem Subjekt. Das Streben nach Kürze vermeidet umständliche Bezeichnungen: „St. Paul's“ (16,13), „the Underground“ (17,23) oder „the Exhibits“ (19,29) bedürfen keines erklärenden Zusatzes. Längere Fremdwörter werden heute noch genau so gekürzt und dem englischen Sprachcharakter angepaßt wie nach der normannischen Invasion: „bus“ (17,26), „bike“ (21,15), „plane“ (21,10) u. a. legen davon Zeugnis ab. Dadurch, daß diese Wörter gewissermaßen zu englischen werden, ist der Engländer nicht nur der Mühe enthoben, das Fremdwort „richtig“ auszusprechen, sondern er braucht auch nicht aus nationalen Gründen nach einer oft doch unzureichenden Übersetzung zu suchen. So kommt es, daß nach englischem Empfinden wohl kaum Fremdwörter in der englischen Sprache zu finden sind.

Eine für die Erkenntnis des ökonomischen Charakters äußerst wertvolle Übung besteht darin, daß man die Schüler bei einer oder mehreren Skizzen das Wortmaterial nach grammatikalischen Kategorien geordnet zusammenstellen läßt. Der Schüler findet auf diese Weise empirisch die typische Erscheinung, daß ebendasselbe Wort in verschiedenen Kategorien erscheint, wobei es für unseren Zweck unwesentlich ist, ob die einzelnen Fälle historisch durch den Schwund der Endungen bedingt oder als spätere Analogiebildungen zu erklären sind. „Answer“ erscheint in Skizze I sowohl als Substantiv wie als Verbum, „to look“ steht neben „to have a look“, „to dress“ neben „articles of dress“ (27,10). „To wet“ (27,5) und „wet“ (31,7) zeigen Verbum und Adjektiv von gleicher Form. In Skizze VI erscheint „like“ unmittelbar hintereinander

als Verbum („as you like“ und „I like“) und als Adverb (19,48).

Der ökonomische Vorteil des Englischen, ein Substantiv ohne weiteres als Verbum zu verwenden, kann an Hand des Verbums „they motor“ (34,1), das neben dem Substantiv „motor“ (32,26) steht, erläutert werden. Auch in „to post“ (41,10) ist diese Tendenz gut erkennbar.

Der Stellungsdativ („the monitor brings the master the school-list“) (11,7), Satzverkürzungen wie „while still on the platform“ (27,32) oder „be content to wish it done“ (12,11) zeugen neben dem obengenannten häufigen Gebrauch der nominalen Formen des Verbums von der Ökonomie der englischen Sprache.

Zum Schluß sei noch kurz erwähnt, wie der Schüler gerade an Hand der allerschärfsten Erscheinungen des Englischen auf den ökonomischen Charakter aufmerksam gemacht werden kann. Wie mannigfach ist doch z. B. die Verwendung der ing-Form! Als Partizip („pulling“ 9,16), als Gerundium („learning“ 11,4), zur Bildung der progressiven Form („it's getting“ 13,8) oder als Substantiv („building“ 18,6) begegnet sie dem Schüler auf Schritt und Tritt. „To have“ und „to be“ findet er in den mannigfachsten Verbindungen. „To be“ hat nicht nur die Funktion des deutschen „sein“, es dient nicht nur zur Bildung der progressiven Form und des Passivs, sondern es kommt auch in der Bedeutung von „sollen“ vor: „I am to try“ (32,5). In ähnlicher Weise dient „to have“ zur Umschreibung des Hilfszeitworts „müssen“ („they will have to cross“ 26,20) und zur Wiedergabe des deutschen Ausdrucks „besser daran tun“ („I'd better not begin“ 24,28). „To get“ muß im Deutschen immer wieder durch ein anderes Wort wiedergegeben werden: „to get wet“ (35,13) „werden“, „to get a scholarship“ (30,9) „bekommen“, „to get into a carriage“ (17,19) „gehen (einsteigen)“, „Tim has still got to put his collars in his hat-box“ (25,26) „haben“ (als Verstärkung von „to have“), „get your tickets ready“ (17,28) „halten“, „they get their luggage in the carriage“ „unterbringen“.

Durch den bisherigen Gang der Untersuchung könnte der Eindruck hervorgerufen werden, als ob die einzelnen besprochenen Züge die englische Sprache allein beherrschten und alle anderen ausschloßen. Diese Folgerung wäre durchaus falsch, denn es handelt sich ja bei allen diesen Feststellungen nur um Tendenzen der Sprache. Es wäre deshalb richtiger, nicht von dem analytischen oder objektiven Denken des Engländers zu reden, sondern von dem analytischeren oder objektiveren im Vergleich zum Deutschen. Dem Schüler ist klarzumachen, daß dies natürlich keineswegs ein Werturteil in sich schließt. Die deutsche Neigung, sich empfindungsmäßig einzuschalten, ist nicht als Fehler zu werten, sondern als Äußerung der dem Deutschen eigenen Gemütsstiefe aufzufassen, während die objektive Struktur des Englischen den Engländer erkennen läßt, der sich aus Geschäftsrücksichten gefühlsmäßig ausschaltet, gerade weil er auf seinen eigenen Nutzen ausgeht, d. h. in anderer Hinsicht subjektiv eingestellt ist!

Das Englische ist in besonderer Weise dazu geeignet, dem Schüler schon im Anfangsunterricht zu zeigen,

wie sich innerhalb ein und derselben Sprache die verschiedenartigsten Tendenzen überschneiden. Es ist durchaus nicht nur der fortschrittlich-praktische Geist des Geschäftsmannes, der bei der Formung der heutigen Sprache mitgewirkt hat, sondern es hat auch die *Konservativ-konventionelle* Denkart des Engländers einen wesentlichen Einfluß auf die Sprache ausgeübt. Schon in den ersten Stunden muß der Schüler mit dieser Tatsache vertraut gemacht werden, da sich ja die ganze englische Orthographie nur aus diesem Geiste heraus verstehen läßt. Die englische Schrift könnte fürwahr praktischer und ökonomischer sein, wird der Schüler gleich bei der ersten Einführung feststellen, und er wird sich erst beruhigen lassen, wenn der Lehrer ihm klarmacht, wie der Engländer mit der Liebe zum fortschrittlich-praktischen eine heilige Achtung vor Altüberliefertem, historisch Gewordenem verbindet. Er wird sich im übrigen mit dem allgemeinen Hinweis begnügen müssen, daß die Schreibung — z. B. die verschiedenen Bezeichnungen des langen *i* (speak, we, three, believe) — sprachgeschichtlich begründet ist, da er natürlich nicht in die Entwicklungsgesetze der englischen Sprache eingeführt werden kann. Die innige Verschmelzung des Konservativen mit dem Praktischen kann an einzelnen Wörtern — wie etwa „name“ oder „night“ — erkannt werden, in denen wertlos gewordene Buchstaben neue Funktionen — wie z. B. die Bezeichnung der Dehnung — übernehmen.

Das konservative Element des Englischen ist ferner in der Erhaltung der Ablautsformen des starken Verbums zu erblicken. Drängt auch der praktische Sinn des Engländers nach Vereinheitlichung, wie daraus hervorgeht, daß die französischen Lehnwörter unter die schwachen Verben aufgenommen wurden („finished“), so ließ er doch die durch die Tradition geheiligten Formen bestehen, deren Alter bei gewissen Verben an

ihrer Ähnlichkeit mit dem Deutschen auch für den Schüler erkennbar ist („gave“ „gab“).

Ist das Englische auch im wesentlichen zu einer analytischen Sprache geworden, so kommt doch in ihm bisweilen noch die alte synthetische Kraft zum Durchbruch. Nicht nur die Flexionsreste, sondern auch die synthetische Bildungsweise der Substantive, die neben der analytischen hergeht, legt davon Zeugnis ab. „Morning bell“ (9,2), „school-room“ (10,16), „flower-garden“ (33,5) entsprechen genau den zusammengesetzten Substantiven des Deutschen. Der Schüler erkennt leicht, wie die Liebe zur Ökonomie in diesen Fällen die Erhaltung des Alten ermöglicht hat.

Die obigen Ausführungen, die auf eine Anregung von Prof. Dr. A. Streibich, dem Verfasser der „Prinzipien zur Wiedergabe des deutschen Sazes im Englischen“ (Diesterweg, 1934), zurückgehen, zeigen, wie weit Tertianer oder Sekundaner bereits im ersten Jahre des englischen Unterrichts in der Erkenntnis der Wesensunterschiede deutscher und englischer Art gefördert werden können. Bei Beginn des Englischen in *Serta* kann diese Aufgabe in ihrer ganzen Weite selbstverständlich nicht dem ersten Jahre zufallen, da das Verständnis für viele dieser Fragen bei den kleineren Schülern noch fehlt. Es muß jedoch von Anfang an auf dieses Ziel hingearbeitet werden, wobei man keineswegs beim bloßen Sich-Wundern und beim Beobachten der Andersartigkeit stehen bleiben darf. Der Schüler wird selbst nach einiger Zeit die Frage nach dem „Warum“ stellen, wie alle diejenigen bestätigen können, die in den vergangenen Jahren den französischen Anfangsunterricht in *Serta* im entsprechenden Geiste erteilt haben. Über die Menge des dem Schüler zu Bietenden kann Genaueres erst gesagt werden, wenn uns das zur Einführung gelangende Lehrbuch vorliegt, das vor allem eine Bedingung erfüllen muß: idiomatisches Englisch!

Ziel und Wege des Deutschen Scheffel-Bundes.

Von Reinhold Siegrist.

Die erzieherische Kraft echter Dichtung wirksamer als bisher ins Leben unseres Volkes zu stellen, das war und bleibt stets Hauptziel des Deutschen Scheffel-Bundes. Was aber die Anknüpfung eines solcherart auf Gegenwart und Zukunft des deutschen Volkes gerichteten kulturellen Hilfswerks an Namen und Werk eines in alemannisch-fränkischer Landschaft und ebensolchem Volkstum verhafteten Dichters bedeutet, der, wie kein anderer, von hier aufs Reich und weit darüber hinausgewirkt hat, das ist heute unmittelbar einleuchtend, wenn es auch zur Zeit der Gründung des Bundes (1924) vielfach nicht verstanden oder mißdeutet wurde. Nur durch diese Verwurzelung in der Heimat, nur durch die Verknüpfung mit dem Dichternamen, der dennoch auch wiederum über die Grenzen der engeren Heimat hinausstrahlt, konnte im stürmischen Verlauf der letzten

zwölf Jahre ein Organismus aufwachsen, wie er nun im Deutschen Scheffel-Bund lebt.

Die Aufgaben, die der Bund heute bearbeitet, hat er nicht vorgefunden und übernommen, sondern selbst eine aus der anderen entwickelt und aufgebaut, stets im Hinblick auf das große Ziel, im Dienst an Dichtung und Volkstum. Alle Arbeitsgebiete sind unter sich eng verbunden und fördern sich gegenseitig, wie es die folgende Darstellung aufzeigt.

Das Scheffel-Museum, vom Bund 1926 aus seinem Gesamtbesitz des Dichternachlasses eingerichtet, ist schon heute in Richtung auf das „Museum der Dichter und Dichtung am Oberrhein“ erweitert. Der allmähliche Ausbau wird von der Bundesgeschäftsstelle geleitet. Alle Dichter sollen in dieser Ausstellung erscheinen, die in unserer Landschaft wesentliche Eindrücke für ihr Leben und Werk empfangen. Das gei-

stige Geschehen im südwestlichen Teil des Reiches soll hier anregend sinnenhaft werden. Nennt man nur „Zeidelberg“ oder den „Bodensee“, so ist für Kundige jede weitere Ausmalung des Umfangs dieses Planes überflüssig. Das Museum wird weithin wirken als Zeichen des Bewußtseins von der besonderen gesamt-völkischen Bedeutung der geistigen Bewegungen in unseren Grenzgebieten.

Die alljährlichen Buch-Mitgliedergaben, deren ursprüngliche Aufgabe in der Herausgabe unveröffentlichten Dichternachlasses bestand, sind seit Jahren für reife Arbeiten lebender deutscher Dichter geöffnet, um hauptsächlich den noch ringenden und unbekannteren unter ihnen zum ersten Druck zu helfen. Die Richtlinien der Auswahl haben sich bewährt: „Die Mär von Lenggries“ von Max Kohrer (1931) und die Novelle „Namenlos“ von Wilhelm Bramann (1933) sind in Zeitschriften und in der Tagespresse Deutschlands rühmlichst anerkannt worden. Beide Erzählungen wurden unmittelbar nach ihrer Veröffentlichung durch den Bund von Verlegern übernommen. Der Bund hat hier wahrhaft „Hilfe den Lebenden“ geleistet. Die „Mär von Lenggries“ wurde sodann auch vom bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus und von der Reichsleitung des NS-Lehrerbundes amtlich empfohlen für die Schülerbüchereien der Oberstufen vom 14. Lebensjahr an. Auch das Gaukulturamt „Ostmark“ der NSDAP. hat die Erzählung empfohlen.

1935 veröffentlichte der Bund unter dem Titel „Auf-tönt ein Lied im Wind vom Strome her ...“, Gedichte und Erzählungen einer Reihe lebender südwestdeutscher Dichter: Wilhelm Albrecht, Hermann Burte, Hermann Eris Busse, Kurt Kölsch, Hermann Moos, Rupert Rupp, Georg Schmückle, Gerhard Schumann, Lina Staab, Sophia Steinwarz. (Konfordia A.-G., Bühl/Baden. Preis 1,80 RM.)

Der Bund ist jederzeit bereit, sich für dichterische Arbeiten, die es verdienen, mit seinen jährlichen Buchgaben einzusetzen.

Die Anregung des Museums sowie Druck und Verbreitung von Büchern allein genügen nicht, um den Geist der Dichtung im Volke wirksam zu machen. In Dichterstunden, die sich wesentlich von allen ähnlich benannten Einrichtungen dadurch unterscheiden, daß in ihnen Meister erzählenden Vortrags nach eindringender Vorbereitung sorgfältig erwählte deutsche Dichtung der Gegenwart und Vergangenheit lebendig erklingen lassen, trägt der Bund echte Dichtung auf die wirkungsvollste und nachhaltigste Weise unmittelbar ins Leben des Volkes. Die Dichterstunden finden bis jetzt regelmäßig in Karlsruhe, Pforzheim, Stuttgart und neuerdings auch in Herrenalb statt. Die Einrichtung in weiteren Städten und Gemeinden steht bevor. In den Programmen des Winters 1936/37 sind folgende Dichter vertreten: Werner Beumelburg, Hermann Claudius, Peter Dörfler, Goethe, Gottfried Keller, Heinrich v. Kleist, Ger-

mann Löns, Agnes Miegel, Schiller, Emil Strauß, Ernst Wiechert.

Die gestaltenden Kräfte der Sprache und Dichtung wirken am stärksten an der bildsamen Seele der Jugend. Aus dem Willen, dem „Deutsch“-Unterricht eine Förderung zuteil werden zu lassen, ist der Plan der Scheffel-Preis-Stiftung hervorgegangen, der sodann zu ganz besonderer Bedeutung entwickelt wurde. Aus der Scheffel-Preis-Stiftung wird nach Maßgabe des vom Bund gesammelten Stiftungsfonds zunächst neunklassigen Höheren Lehranstalten der „Scheffel-Preis“ zugeteilt, in der Art, daß von jeder Schule, der der Preis zugesprochen ist, alljährlich ein Abiturient mit guten Leistungen im „Deutsch“ von den Direktoren im Einvernehmen mit den Fachlehrern als Preisträger benannt wird. Von allen bestehenden Buchpreisen usw. unterscheidet sich der „Scheffel-Preis“ wiederum wesentlich dadurch, daß er die Preisträger nach Verlassen der Schule auf lange Zeit immer wieder anregt, folgendermaßen: Die Preisträger werden auf zehn Jahre Mitglieder des Deutschen Scheffel-Bundes. Sie erhalten also während ihrer weiteren Ausbildungszeit die Veröffentlichungen des Bundes kostenlos. Sie lernen Erstveröffentlichungen noch ringender Dichter kennen. Der Bund kann ihnen selbst weiterhelfen, wenn sie ihm später reife Arbeiten vorlegen. Jeder Preisträger kann aber auch Dritte, deren wertvolle Arbeiten aus irgendwelchen Gründen von Verlegern nicht gedruckt werden, auf die Hilfsbereitschaft des Bundes aufmerksam machen und so selbst helfen. Außerdem haben die Preisträger als Mitglieder freien Eintritt in alle Dichterstunden des Bundes, gleichgültig, wo sie stattfinden.

Auf möglichst alljährlichen Preisträger-Treffen lernen sich die jungen Leute ähnlicher Geistesneigung kennen, und sie werden in persönlicher Aussprache mit den geistespflegerischen Zielen und Arbeiten des Bundes vertraut gemacht. Die Besten unter ihnen werden berufen sein, die Idee tätig weiterzutragen und an ihrer Verwirklichung mitzuarbeiten.

Der Scheffel-Preis wird an Ostern 1937 nach dem jetzigen Stand der Stiftung bei 28 Schulen des Gaues Baden und bei 18 des übrigen Reichsgebietes als dauernde, alljährlich wiederkehrende Einrichtung bestehen. Der weitere Ausbau wird sich zunächst auf alle badischen Schulen erstrecken, die vollzählig in den Besitz des Preises kommen sollen.

Es hat sich im Verlauf der skizzenhaften Darstellung das Eine wohl deutlich ergeben, daß sich nämlich die geistespflegerische Tätigkeit des Bundes ihre eigene Art und ihr eigenes Gebiet geschaffen hat, so daß sie die Arbeit anderer bestehender oder sich entwickelnder kultureller Organisationen in keiner Weise stört, sondern in wünschenswerter Weise ergänzt.

Daß aber ein kulturelles Hilfswerk von so selbständigem Wesen im Grenzland am Oberrhein erwachsen, seine Wirkung über ganz Deutschland erstreckend, das ist ein Zeichen mehr der geistigen Bedeutung dieses Landes für das Reich.

Die Handelsschule

Verantwortlich: Dr. Alfred Schweickert, Konstanz, Gebhardsplatz 16

Die badischen Handelsschulen und höheren Handelslehranstalten im Jahre 1936.

Von Karl Klepper.

Der wirtschaftliche Aufstieg unseres Reiches in den letzten vier Jahren spiegelt sich in der Gegenüberstellung der Schülerzahlen an den badischen Handelslehranstalten des Jahres 1933 und 1936 am besten wider. Während die Pflichthandelschule im Frühjahr 1933 von 5355 Schülern besucht wurde, hat sie heute einen Stand von 12 503 Schülern erreicht. Die Höheren Handelslehranstalten wiesen 1933 einen Bestand von 1854 Schülern, heute dagegen von 4216 Schülern auf. Die badischen Handelslehranstalten dürften somit am 1. Dezember 1936 ihren Höchststand seit ihrem Bestehen mit 16 719 Schülern erreicht haben, das sind rund 130% mehr als im Frühjahr 1933.

Die Forderung nach völkisch-realistischer Bildung gab besonders den Höheren Handelsschulen einen starken Auftrieb, so daß an vielen Orten dem Zudrang durch eine strenge Auslese gesteuert werden mußte. Hinzu kam noch die von der Wirtschaft immer dringlicher erhobene Forderung nach einem tüchtigen Nachwuchs, der nach seiner Einstellung im Betrieb einen sofortigen, durch keine weitere Schulpflicht gehemmten Einsatz gestattet.

Auf dringenden Wunsch der Elternschaft, der Städte und der Wirtschaft (Industrie- und Handelskammern) wurden im Jahre 1935 sechs weitere und im Jahre 1936 drei weitere Höhere Handelsschulen (Bühl, Weinheim, Wertheim) errichtet. Den Handelsschulen in Mosbach und Tauberbischofsheim werden an Ostern 1937 je eine Höhere Handelsschule angegliedert. Die Zahl dieser Wirtschaftsschulen hat sich somit auf 31 erhöht.

Zu den bestehenden drei Oberhandelschulen wird an Ostern eine vierte in Pforzheim errichtet.

Die Anfang Dezember 1936 zum Abschluß gekommenen Verhandlungen des Ministeriums mit der Stadt Seidelberg und der Reichsarbeitsgemeinschaft für Berufserziehung im deutschen Gaststättengewerbe — Wirtschaftsgruppe und Deutsche Arbeitsfront — ergaben die Umwandlung der badischen Höheren Hotelfachschule in die „Reichsfachschule für das Hotel- und Gaststättengewerbe“. Sie wird damit als einzige Fachschule ihrer Art in Deutschland von den zuständigen Berufsvertretungen anerkannt und gefördert.

Die Reichshotelfachschule ist die Bildungsstätte für sämtliche kaufmännische Angestellte bis zum Betriebsführer im Hotelgewerbe. Durch den Anbau einer mustergültigen Hotelfüche mit den neuzeitlichsten

Nebenräumen und eines Hotelfellers, die Demonstrationszwecken dienen, wird die Schule um eine begrüßenswerte Einrichtung bereichert, der Unterricht nach der fachlichen Seite erweitert und durch die Anstellung eines besonderen Fachlehrers noch mehr als bisher lebensnah gestaltet werden.

Durch das Gesetz des badischen Staatsministeriums vom 10. Dezember 1934 über die vorläufige Neuordnung des gewerblichen Unterrichtswesens wurde das Unterrichtsministerium ermächtigt, Handelsschulverbände zu bilden und sämtliche kaufmännische Lehrlinge im fortbildungsschulpflichtigen Alter zum Besuch einer Handelsschule zu verpflichten. Nach eingehender Vorarbeit über die in schulischer, verkehrstechnischer und wirtschaftlicher Hinsicht beste Lösung wurden 52 Handelsschulverbände gebildet. Die Durchführung dieser für das Reich vorbildlichen Maßnahme erforderte in Baden die Neuerrichtung von nur einer Pflichthandelschule (Stoßach) und von zwei weiteren Zweigschulen (Kandern und St. Blasien).

Die einheitliche Ausbildung sämtlicher kaufmännischer Tätigen ist nunmehr in Baden als einzigem Gau im Reich ermöglicht. Damit stände einer gesetzlichen Verankerung der kaufmännischen Gehilfenprüfung in Baden nichts mehr im Wege.

Auf dem Gebiete der kaufmännischen Gehilfenprüfung wurde insofern eine einschneidende Änderung getroffen, als der schriftliche Teil der Gehilfenprüfung mit der schriftlichen Abschlußprüfung der Pflichthandelschule verbunden wurde. Es wurde dadurch den Lehrkräften an Handelsschulen, die letzten Endes die Hauptarbeit bei der Gehilfenprüfung ehrenamtlich leisten, eine Doppelarbeit erspart. Wertvoll ist dabei, daß die Aufgaben für den gemeinsamen Teil der Prüfung von der Schule im Einvernehmen mit der Praxis gestellt werden.

Auf Grund der unter dem 15. Juni 1934 vom Unterrichtsministerium herausgegebenen Richtlinien über die Abhaltung von Gehilfenprüfungen wurden in den badischen Handelskammerbezirken an Ostern und im Herbst 1936 insgesamt 1500 Junggehilfen geprüft.

In diesem Zusammenhang muß auch erwähnt werden, daß die Hauptträgerin der in der Abteilung Handel des Reichsberufswettkampfes im Gau Baden zu leistenden Arbeit die Handelsschule ist.

Ebenso wurde das Reichsschülerleistungsschreiben der

Deutschen Stenografenschaft hauptsächlich von den Handelsschulen bestritten.

Neben dem ordentlichen Unterricht an den Handelsschulen fanden in dem Zeitraum von Ostern bis Weihnachten 1936 insgesamt 370 Fachkurse mit durchschnittlich zwei bis sechs Wochenstunden und 6884 Teilnehmern für betriebswirtschaftliche, fremdsprachliche und technische Fächer statt.

Von dem Gedanken geleitet, daß nur der Lehrer seine Tätigkeit in der Schule mit Erfolg ausüben kann, der immer wieder mit der Praxis in Berührung kommt, wurden im Jahre 1935 dem Vorgehen des preussischen Erziehungsministers entsprechend Maßnahmen zur freiwilligen Ableistung einer Ferienpraxis getroffen. Während im ersten Jahre der Einführung dieser Ferienpraxis nur etwa 12% der Lehrkräfte diese ableisteten, stellten sich im Jahre 1936 rund 25% sämtlicher Handelslehrer für eine Wirtschaftstätigkeit in den Ferien zur Verfügung. Die hierdurch freiwillig geleistete Mehrarbeit ist um so höher zu werten, als durch den großen Lehrermangel an Handelsschulen und die vielen Einberufungen zu militärischen Übungen und zu Lehrgängen sämtliche Lehrkräfte eine Erhöhung ihres Deputats von durchschnittlich drei bis vier Wochenstunden — nicht nur vorübergehend — auf sich nehmen mußten.

Infolge des starken Anwachsens der Schülerzahlen an den Handels- und Höheren Handelslehranstalten war die Neueinstellung von Lehrern unbedingt erforderlich. Zu Beginn des Jahres 1936 wurde daher der Vorbereitungsdienst für das höhere Lehramt an Handelsschulen nach siebenjähriger Sperre wieder geöffnet. Dadurch wurde es 31 Diplom-Handelslehrern, zum Teil nach einer langen Wartezeit, ermöglicht, sich ihrem gewählten Berufe wieder zuzuwenden. Außer diesen Handelsschul-Referendaren wurden 20 Lehramtsassessoren, die infolge Überfüllung der Philologenlaufbahn an den Höheren Schulen nicht unterkommen konnten, in den badischen Handelsschuldienst übernommen.

In diesem Zusammenhang mag die Frage auftauchen, ob die wirtschaftliche Lage des Landes einen solchen Aufstiege seines wirtschaftlichen Schulwesens rechtfertigt.

Der Aufbau und die Entwicklung des kaufmännischen Unterrichtswesens innerhalb der gesamten Schulpolitik eines Landes ist immer in starkem Grade von der Eigenart und der Bedeutung seines Wirtschaftslebens abhängig.

Baden steht nun nach der Statistik an dritter Stelle, was die Zahl der Erwerbspersonen betrifft. Es überflügelt sämtliche preussische Provinzen mit Ausnahme der Stadt Berlin. In der Zahl der selbständigen Erwerbspersonen steht es an vierter Stelle hinter Württemberg und den beiden Agrarländern Bayern und Oldenburg.

Baden steht nach diesen statistischen Feststellungen in der Reihe derjenigen Länder, bei denen die nationalsozialistische Forderung auf weitgehendste Führung der Wirtschaft durch selbstverantwortliche Einzelunternehmer erfüllt ist. Die badische Wirtschaft weist eine Vielgestaltigkeit von kleinen und mittleren gesunden Unternehmen auf. Die damit verbundene Krisenbeständigkeit zeigt sich in der Erwerbslosenziffer, die stets unter dem Reichsdurchschnitt blieb. In der Höhe der Ausfuhrquote, gemessen an der Höhe des Anteils am Gesamtumsatz, steht Baden in vorderster Reihe, wie Dr. Well im „Wirtschaftsdienst“, Heft 27, vom 7. Juli 1933 unter Zuhilfenahme der Umsatzsteuerstatistik errechnet und im einzelnen ausführt. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die badische Wirtschaft im allgemeinen und die bedeutende Ausfuhrindustrie im besonderen nach der Einengung durch das Versailler Diktat, nach Verlust wesentlicher Absatzgebiete und durch seine Grenzlandlage besonders zu leiden hat.

Die Durchführung des Vierjahresplanes verlangt den restlosen Einsatz auch aller derjenigen Kräfte, die den Nachwuchs für die Wirtschaft zu schulen haben. Zum Gelingen großer Aufgaben sind jedoch Menschen notwendig, die ihre Berufsaufgabe freudig erfüllen. Die badischen Handelslehrer werden ihre Einsatzbereitschaft auch im zweiten Vierjahresplan erneut unter Beweis stellen.

Das badische Ministerium des Kultus und Unterrichts wird in demselben Maße, wie es sich für eine erfolgreiche Aufwärtsentwicklung des badischen Handelsschulwesens stets eingesetzt hat, auch nach wie vor dafür eintreten, daß die Voraussetzungen für ein ersprießliches Arbeiten geschaffen werden.

Die Wirtschaft der Südwestmark in Einzeldarstellungen¹.

III. Die Pforzheimer Schmuckwaren-Industrie.

Von Carl Christensen.

Nach einem am 11. November 1936 in der Versammlung der Fachschaft 6 des NSLB, Kreis Pforzheim, gehaltenen Vortrage des Verfassers.

Die Schmuckwarenindustrie in Pforzheim führt ihren Ursprung darauf zurück, daß auf Veranlassung der Kurfürstin Karoline vor ungefähr 160 Jahren einige Schweizer Emigranten in Pforzheim angesiedelt wurden. Es hat also die Initiative der Regierung den Grundstein zu der Pforzheimer Schmuckwarenindustrie

gelegt. Eine solche Initiative genügt natürlich an und für sich nicht, um eine neue Industrie ins Leben zu rufen; denn sonst wäre der Sorge vieler Städte um Heranziehung neuer Industrien sehr viel schneller ab-

¹ Siehe die Aufsätze von Dr. Walter Wöhrl: Die gegenwärtige Lage der Schwarzwälder Uhrenindustrie. 1936, folge 5/6. Und Dr. Leo Pföhler: Der Handelskammerbezirk Konstanz als Wirtschaftsgebiet. 1936, folge 12. — 1937, folge 1/2.

zuhelfen. Wir müssen deshalb untersuchen, wieso die Berufung der Genfer Goldschmiede nach Pforzheim zur Begründung einer Industrie, die heute noch rund 25 000 Menschen beschäftigt, führen konnte. Besondere Vorteile natürlicher Art bietet die Stadt nicht. Sie liegt außerhalb der großen Verkehrswege, die seit dem Mittelalter in Deutschland von Norden nach Süden an Pforzheim im Rheintal und über Stuttgart vorbeigehen. Irgendwelche Edelmetall- oder Edelsteinvorkommen sind auch nicht vorhanden, würden auch bei der geringen Rolle, die die Transportkosten für die Schmuckwarenindustrie spielen, nicht entscheidend sein können. Ein großer Absatz von Schmuckwaren ist in der Umgebung ebenfalls nicht zu erwarten. Es bleibt also nur die Erklärung, daß die Bevölkerungsverhältnisse der Gegend für die Entstehung der Industrie besonders günstig waren und sind. Bei näherer Prüfung wird man finden, daß das in zweierlei Richtung zutrifft. Zunächst eignet sich der Charakter der Bevölkerung gerade für diese Industrie. Pforzheim liegt an der Grenze zwischen Franken und Schwaben; der Würmgau gehört zum einen, der Nagoldgau zum anderen Gebiet. Die Franken sind von jeher stark künstlerisch begabt gewesen, wie die Holzschnitzkunst früherer Jahrhunderte beweist. Dieses Formgefühl mußte der Schmuckwarenindustrie besonders zugute kommen, deren Ware vor allen Dingen dadurch wertvoll wird, daß ihre künstlerische Gestaltung befriedigt. Auf der anderen Seite stehen die Schwaben, welche als internationale Kaufleute einen großen Ruf genießen. Ihre Sparsamkeit, Anspruchslosigkeit auf der einen und ihr großer Unternehmungsgeist, der oft ins abenteuerliche geht, auf der anderen Seite führt sie, nicht nur für die Schmuckwarenindustrie, an die Enden der Welt; es ist den Auslandsdeutschen geläufig, daß in Gegenden, wo selbst Engländer und Kanseaten verschwinden, der Schwabe immer noch zu finden ist. Dieses künstlerische und kaufmännische Element zusammen sind die blutmäßigen Voraussetzungen für den Aufbau und den Erfolg der Pforzheimer Schmuckwarenindustrie gewesen und sind es heute noch. Außer dem Charakter der Bevölkerung kommt aber auch noch folgendes in Betracht: Bei der Gründung der Industrie war die Stadt klein (nach heutiger Begriffen fast nur ein Dorf), aber sie liegt am Zusammenfluß dreier Schwarzwaldtäler, die mit ihrem kargen Boden den Bevölkerungsüberschuß des letzten Jahrhunderts nicht auf eigener Scholle ernähren konnten. Die überschüssige Bevölkerung mußte deshalb aus den Tälern fort und ist von Pforzheim aufgefangen worden, sonst wäre sie nach den Großstädten, nach Norddeutschland und nach Übersee ausgewandert. Wir haben es hier also mit einer Industrie zu tun, die, wie kaum eine andere, ihre Wurzeln in der Bevölkerung hat und deshalb, so international ihr Geschäft ist, doch als bodenständig bezeichnet werden muß. —

Betrachten wir nun die Industrie, wie sie heute sich gestaltet hat, so zeigt sich ihr Charakter jedem, der durch die Stadt geht, auf den ersten Blick. Es handelt sich nicht um Fabriken im gewöhnlichen Sinne. Auch sie sind vorhanden, aber nur in einer verhältnismäßig geringen Anzahl. Vom arbeitsmarktpolitischen, also vom sozialpolitischen Standpunkt aus dürfen wir allerdings ihre Bedeutung nicht unterschätzen; denn diese

Firmen mit mehreren Hundert Arbeitern — die größte beschäftigt zur Zeit rund 1500 — spielen für die Beschäftigung eine außerordentlich große Rolle. In diesen Großbetrieben sind etwa ein Viertel der Beschäftigten in Brot und Arbeit. Diese großen Schmuckwarenfabriken sind vor allen Dingen charakteristisch für den unechten Schmuck, der serienmäßig hergestellt werden kann. Hier spielt die Maschine eine größere Rolle und das investierte Kapital.

Das eigentlich charakteristische für die Pforzheimer Industrie ist jedoch der Mittelbetrieb von zehn Leuten aufwärts. Im ganzen mögen es in der Edelmetall- und Schmuckwarenindustrie im engeren Sinne, also ohne Scheideanstalten und die Hilfsbetriebe, etwa 250 bis 300 sein. Auch in diesen Mittelbetrieben wird unechter Schmuck gemacht. Der feine Schmuck, die Goldware, feinere Silberware und vor allen Dingen Juwelen werden aber nur in Mittel- und Kleinbetrieben hergestellt.

Daran schließt sich ein Schwarm kleiner und kleinster Werkstätten. Ein Teil davon ist rein handwerklicher Natur und besteht aus spezialisierten Hilfsbetrieben für die Hauptindustrie. Es gibt selbständige Graveure, Galvaniseure, Gießer usw. Der andere Teil sind Schmuckwarenfabriken im Kleinen, selbst wenn sie nur einen Mann beschäftigen.

Wenden wir uns jetzt zu den Menschen, die in der Edelmetall- und Schmuckwarenindustrie tätig sind, und beginnen wir mit der Charakterisierung des Unternehmertums. Typisch ist hier, obgleich die Industrie doch selbst schon über 150 Jahre besteht, die Tatsache, daß es nur ganz wenige Firmen gibt, die heute in der dritten Generation noch der gleichen Familie gehören; denn ein Schmuckwarenbetrieb erhält seinen Charakter vom Betriebsführer. Wie er die Dinge ansaßt, welchen Geschmack er bei der Auswahl der Muster hat und wie er seine Waren an den Kunden bringt, ist für das Gedeihen seines Geschäfts ausschlaggebend. Es sind dies aber alles höchst persönliche Eigenschaften eines einzelnen Mannes, die sich im allgemeinen nur in beschränktem Maße vererben. Wenn der Sohn das Geschäft seines Vaters übernimmt, so muß er ebenso fleißig und ebenso tüchtig sein, wie der Vater, sonst kann er sich nicht halten. Nirgends gilt das Wort:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
erwirb es, um es zu besitzen“,

so sehr, wie hier. Versagt er, oder leistet er auch nur weniger, so geht das Geschäft zurück und ist nicht mehr zu halten. Man kann deshalb auch unsere Geschäfte nicht einfach verkaufen, weil mit dem Erwerb auch der ganze Charakter des Geschäfts sich ändert. Sind keine Söhne da, die im Geiste des Vaters das Geschäft weiterführen, so kommen nur die bisherigen Mitarbeiter in Betracht, die im Sinne des ausgeschiedenen Betriebsleiters weiterarbeiten, zumal sie vielleicht schon an seinem Erfolg durch ihre Mitarbeit wesentlich beteiligt waren. So wird das Unternehmertum von Generation zu Generation durch immer neues Blut aufgefrischt. Jede Stockung und jede Krise scheidet die weniger geeigneten Elemente aus und bringt neue Elemente an die Front, die die Erfordernisse der Zeit besser verstehen.

Wir kommen nun zu den Gefolgschaften. Man unterscheidet hier wie überall die Kaufleute, die Techniker und die Arbeiter. Vom Kaufmann werden hier weniger organisatorische Fähigkeiten verlangt, als in erster Linie die Fähigkeit, die Ware zu verkaufen. Er ist deshalb vor allem Reisender im In- und Ausland. Daß er auch einen guten Geschmack und Anpassungsfähigkeit haben muß, um Schmuckwaren zu verkaufen, versteht sich von selbst. Er muß die Liebe und Ausdauer bei der Kleinarbeit haben; denn Schmuck wird weder großweise noch nach Kilo verkauft. Daraus folgt, daß unsere Industrie ihre Produkte nur durch ihre Betriebsführer, oder durch ihre eigenen Kaufleute, oder durch hier in Pforzheim ausgebildete Exporteure vertreiben kann. Der Weg über die großen Exporteure in den Hansastädten ist wohl wiederholt versucht worden, aber niemals geglückt. Der Techniker ist hier etwas anderes, als wie in anderen Industrien. Er muß nicht nur — sei es als Zeichner, Mustermacher oder als Meister — über Erfahrungen und technisches Können verfügen, sondern er muß auch daneben eine künstlerische Ader haben; denn er muß eigenartige und immer wieder neue Formen schaffen, weil eine Firma nur dadurch sich im Wettbewerb behaupten kann, daß sie etwas anderes bringt, als die übrigen. Hiermit hängt ein Übelstand zusammen, der stets aufs neue in Pforzheim bekämpft werden muß. Es gibt bequeme Leute, die glauben, mit den Ideen ihrer Konkurrenz durch Musterkopieren und Preisunterbietung Geschäfte machen zu können. Nach dem nationalsozialistischen Umsturz ist das Gewissen für das geistige Eigentum hier sehr geschärft worden. Wir haben eine eigene Stelle für Musterschutz, die diese Streitigkeiten zu schlichten hat und einen sehr guten Erfolg verzeichnen kann. Dies läßt sich sogar ganz konkret nachweisen; denn seit dem Eingreifen der Musterschutzstelle gibt es keine arbeitslosen Zeichner mehr, da die Firmen sich jetzt, soweit die Betriebsführer nicht selbst künstlerisch veranlagt sind, künstlerisches Personal halten müssen, um mit der Musterschutzstelle nicht in Konflikt zu kommen.

Daß eine Kunstgewerbliche Industrie eine besonders geschulte Facharbeiterschaft braucht, ist eine Selbstverständlichkeit. Unsere Goldschmiede, Graveure, Fasser usw. müssen wie andere auch ihr Handwerk verstehen. Sie müssen aber auch Gefühl für die Form und für den äußeren Eindruck haben. Es ist nicht gleichgültig, wie der Fasser die ihm zur Verfügung gestellten Steine in den Schmuck einsetzt, es ist nicht gleichgültig, ob eine Form mehr erhaben oder flacher ausgeführt wird. Facharbeiter, die dafür kein Gefühl haben, können nicht als vollwertig bezeichnet werden. In beschränktem Umfang gilt das auch für alle anderen, bis herunter zur Poliererin. Sie müssen nicht nur mit der Hand arbeiten, sondern auch mit den Augen, und zwar nicht nur durch reines Sehen, sondern durch Gestalten der Form auf Grund des optischen Eindrucks.

Interessant ist auch die Lösung der Siedlungsfrage für unsere Industrie. Ein ganzes Drittel der Beschäftigten wohnt nicht in Pforzheim selbst. Pforzheim ist so nicht eine Großstadt geworden, wie manche andere Fabrikstadt, sondern es ist gelungen, einen großen Teil — wie gesagt ein Drittel — der Arbeiterschaft in den

Dörfern der Umgegend zu belassen. Nach einer Statistik aus dem Jahre 1927 kamen zu den rund 40000 erwerbstätigen Einwohnern fast 18000 täglich aus der Umgegend nach Pforzheim herein, um hier ihr Brot zu finden. Diese Zahlen gelten allerdings für die ganze Pforzheimer Wirtschaft, also einschließlich der übrigen Industrien, des Groß- und des Einzelhandels. Auf die Einwohnerzahl gerechnet macht das in Pforzheim 22,6% aus, während die entsprechenden Zahlen z. B. für Stuttgart-Stadt nur 7% und für Stuttgart-Land nur 15% betragen. An diesem Pendelverkehr waren 134 Orte beteiligt, davon nicht weniger als zehn, die mehr als ein Viertel ihrer Wohnbevölkerung nach Pforzheim entsandten. Es ist dabei bezeichnend, daß die Vorliebe für die Bijouterieindustrie besonders bei der Landbevölkerung zu finden ist. Immer wieder wird darüber geklagt, daß zu viele Lehrlinge vom Land eingestellt werden. Aber gerade diese Landbevölkerung ist es, die sich mit zäher Energie um Arbeit in Pforzheim bemüht und die sich auch darum bemüht, ihre Jungen und Mädchen hier in der Industrie unterzubringen. Das hat dazu geführt, daß einzelne Dörfer geradezu als Rekrutierungsgebiete für bestimmte Firmen sich entwickelt haben.

Infolgedessen ist die Arbeiterschaft auch viel bodenständiger als anderwärts. Das gilt zunächst einmal von der Landbevölkerung. So ist in dem Dorf Zuchensfeld, einige Kilometer von Pforzheim entfernt, festgestellt worden, daß von den 205 Wohngebäuden nur 12 richtigen Landwirten, 127 aber Arbeitern der Schmuckwarenindustrie gehören. Auch in den übrigen umliegenden Gemeinden ist das Verhältnis wohl nicht sehr viel anders. Die Bodenständigkeit beschränkt sich aber nicht nur auf die Arbeiterschaft aus den Dörfern. Auch die Angestellten und Arbeiter in der Stadt sind in größerem Umfange Haus- und Grundbesitzer. Auch hier müssen wir auf eine Denkschrift über den Siedlungsplan der Stadt Pforzheim aus dem Jahre 1927 zurückgreifen. Von den 5123 Wohngebäuden gehörten 20% Fabrikarbeitern. Die Zahlen in den anderen Städten sind sehr viel niedriger, z. B. Mannheim nur rund 10%. Im übrigen besitzen sie noch vielfach, wenn auch nicht ein Haus, so doch wenigstens einen Garten. Ein Viertel der ganzen im Privatbesitz befindlichen Grundfläche des Stadtareals gehörte den Angestellten und Arbeitern der Edelmetall- und Schmuckwarenindustrie. Es ist ausgerechnet worden, daß fast jeder neunte Einwohner unserer Stadt, Kinder und Greise miteingerechnet, über Haus- und Grundbesitz verfügt.

Wir sehen hieraus, daß die Bevölkerung in guten Zeiten, zum großen Teil dadurch, daß Frau und Kinder mitverdienen, zu einem bescheidenen Wohlstand gekommen ist. Die Erklärung dafür ist nicht nur die Sparfamkeit der Bevölkerung, sondern auch der Umstand, daß jeder junge Kaufmann und jeder tüchtige Facharbeiter, der über das Mittelmaß hinausragt, durch die Aussicht gereizt wird, selbst einmal Unternehmer zu werden. Kann er etwas, so ist er in der Lage, sich mit den geringsten Mitteln selbständig zu machen. Für die Einrichtung einer Werkstatt braucht er nur 1 Werkbrett und ein paar hundert Mark für Materialien. Ist er tüchtig und schafft er etwas Besonderes, so wird aus den kleinen Anfängen mit den

Jahren ein Mittelbetrieb, der nach allen Teilen der Welt Geschäfte macht.

Wenn wir nun die ganze Industrie übersehen, so ist sie dadurch charakterisiert, daß eine große Anzahl von Konkurrenten nebeneinander arbeiten. Jeder macht etwas Besonderes, wenn auch gewisse Gruppen sich herausgefordert haben. Die Spitzenleistungen finden wir in der Juwelenherstellung. Zahlenmäßig spielen diese eine verhältnismäßig geringe Rolle. Firmen von Bedeutung sind 3. Zt. kaum ein halbes Duzend. Trotzdem beruht der Ruf der Pforzheimer Industrie nicht zuletzt gerade auf diesen Betrieben. Sie sind in künstlerischer Beziehung die Pioniere, sie sind maßgebend für die Form des Schmucks, dem sich der unechte Schmuck anschließt. Sie sind es deshalb auch, weil sie die besten Offiziere der Industrie und auch die besten Facharbeiter erzogen haben. Gerade heute in Zeiten des Sports, wo die Höchstleistung eine so große Rolle spielt, werden wir leichter Verständnis dafür finden, daß trotz der geringen Zahlen die Juwelenherstellung als die Spitzenleistung unserer Industrie von besonderer Bedeutung ist.

Weiter bilden größere Gruppen die Goldwaren, der Goldschmuck, ferner die Juwelenimitation, Silber mit Simili und Markasit (allein 180 Firmen), die Ringfabriken, die spezialisiert sind, weil ein guter Ringmacher, der Ringgoldschmied, besondere Qualitäten haben muß; außerdem die große Gruppe des unechten Schmucks; die Crayonsfabriken, d. s. diejenigen Betriebe, die Füllbleistifte u. dgl. machen, auch andere Taschengebrauchsartikel, zum Teil mit mechanischen Vorrichtungen. Im ganzen sind es etwa 24 Gruppen.

Gehen wir nun zur Produktion über. An Rohmaterialien werden im wesentlichen gebraucht Edelmetalle, Edelsteine, Halbedelsteine, Glassteine der verschiedensten Art und unechte Metalle. Das unechte Metall spielt vielleicht gewichtsmäßig gegenüber dem Gold eine sehr viel größere Rolle, ist aber wertmäßig ganz unbedeutend. Die Edelsteineinfuhr — Brillanten und andere Edelsteine — ist beschränkt und wird durch besondere Händler vermittelt. Die Zuteilung für's Inlandgeschäft ist ganz minimal und reicht beim Anziehen des Geschäfts kaum für die Exportaufträge aus. Unechte Steine werden ebenfalls durch den Handel vermittelt; über besondere Schwierigkeiten ist zur Zeit nicht zu klagen. Sie stammen überwiegend aus Gablonz in der Tschechoslowakei. Versuche in Deutschland sind schon gemacht worden, haben aber bisher noch keine Qualität ergeben, die für den Pforzheimer Schmuck genügt. Von hervorragendem Interesse ist aber die Edelmetallversorgung. Die Zuteilung für das Inlandgeschäft ist nach Lage der Dinge selbstverständlich sehr knapp. Die Betriebe können nur dadurch in Gang gehalten werden, daß der Export verhältnismäßig bedeutend ist und hierfür Rohstoffe selbstverständlich in ausreichendem Maße zugeteilt werden.

In der Fabrikation herrscht bei echter Ware Handarbeit noch durchaus vor. Es wäre nicht richtig, sich den Pforzheimer Schmuck als maschinenmäßig hergestellte Ware vorzustellen. Auch beim unechten Schmuck ist noch sehr viel Handarbeit notwendig. Im großen und ganzen werden nur die rohen Formen serienmäßig hergestellt. Die Herstellung der Werkzeuge und die

übrige Bearbeitung erfolgen durchweg noch mit der Hand.

Der Absatz ist sehr verschiedenartig organisiert. Auch hier muß man Inland und Ausland streng unterscheiden. Im Inland wird der größte Teil, insbesondere der unechte Schmuck, durch Grossisten an den Einzelhandel (Juweliere und Uhrmacher) verkauft. Dieses Geschäft ist durch einen Vertrag geregelt und zwar zwischen den Grossisten und der Industrie. Die Verwaltung dieses Vertrags von seiten der Industrie erfolgt durch den Creditoren-Verein. Auf die Aufgaben des Creditoren-Vereins kommen wir nachher zu sprechen.

Die Schmuckwarenindustrie verkauft jedoch nicht nur an Grossisten. Besonders teurer Schmuck läßt sich gar nicht über Grossisten verkaufen, weil er die Unkosten des Großhandels nicht tragen kann, und weil auch das Geschäft mit den einzelnen Kunden immerhin so erhebliche Summen bringt, daß ein direkter Verkehr des Fabrikanten mit dem Einzelhändler möglich ist. Dazu kommt dann noch das Geschäft mit den Warenhäusern, Galanteriegeschäften usw., die vom Großhandel nicht beliefert werden und die deshalb direkt mit der Industrie verkehren müssen.

Wir kommen nun zu dem Absatz im Ausland. Der Export hat von jeher für Pforzheim eine große Rolle gespielt. Vor dem Krieg sind zwei Drittel der gesamten Produktion exportiert worden. In den guten Exportjahren nach dem Kriege stieg der Export wieder über 50%. Auch heute noch nach den Zahlen von 1935 beträgt er trotz der ungeheuren Schwierigkeiten immer noch etwa 40%. Die Organisation des Exports läßt sich nicht einheitlich gestalten. Auch hier geht er 3. T. über den Großhandel, d. h. über die Exporteure, und zwar fast ausschließlich über Pforzheimer Exporteure, weil, wie schon oben angedeutet wurde, der Weg über Hamburg sich nicht bewährt hat. Größere Firmen schicken ihre eigenen Reisenden heraus, insbesondere nach Übersee. In Europa reisen auch mittlere und kleine Fabrikanten, besonders in den benachbarten Ländern, z. B. in der Schweiz, in Großbritannien, in den nordischen Staaten, in den österreich-ungarischen Nachfolgestaaten und bisher auch in Spanien. Im allgemeinen wird an den Großhandel verkauft, aber keineswegs durchweg. Die hohen Zölle haben es vielfach notwendig gemacht, den heimischen Grossisten zu überspringen und direkt an die ausländischen Juweliere und andere geeignete Einzelhandelsgeschäfte zu verkaufen. Die Verhältnisse liegen von Land zu Land verschieden. Schließlich kommen auch die ausländischen Kunden und kaufen in Pforzheim. Das gilt insbesondere für die Überseefunkschaft, die dann gewöhnlich sich eines Exportkommissärs bedient, der für sie als Einkaufs- und Versandbüro tätig wird.

Die gemeinsamen Belange der Schmuckwarenindustrie wurden bis zur nationalsozialistischen Revolution durch die Arbeitsgemeinschaft der Edelmetall- und Schmuckwarenindustrie gewahrt, der die Handelskammern in Pforzheim als Vorort, Hanau, Schwäb.-Gmünd, Idar-Oberstein und der Verband der Silberwarenfabrikanten Deutschlands angehört haben. Nach der nationalsozialistischen Revolution wurde dann der Reichsverband der deutschen Edelmetall- und Schmuckwarenindustrie gegründet, der im Zuge des Berufs-

ständischen Aufbaus durch die Fachuntergruppe Schmuckwarenindustrie in der Wirtschaftsgruppe Eisen-, Blech- und Metallwarenindustrie abgelöst worden ist.

Eine Besonderheit der Pforzheimer Industrie ist der Creditoren-Verein. Er ist heute noch ein Verein bürgerlichen Rechts ohne Zwangsmitgliedschaft, wenn gleich ihm der größte Teil der Industrie angehört; im ganzen 800 Mitglieder in Pforzheim und auswärts, 3. T. auch im Ausland. Er ist dadurch entstanden, daß es notwendig geworden ist, bei Zahlungsschwierigkeiten der Kundschaft einheitlich aufzutreten. Daher hat er auch seinen Namen. Seine Aufgabe ist es also, im Falle von Konkurs- oder Vergleichsverfahren die Interessen der Pforzheimer Firmen und der anderen Schmuckwarenfirmer, die ihm auswärts angeschlossen sind, einheitlich zu vertreten. Eine besondere Bedeutung hat diese Tätigkeit dadurch erhalten, daß unsere Industrie einen großen Teil ihres Absatzes im Ausland hat und daß die Vertretung im Ausland begreiflicherweise auch eine Kenntnis des ausländischen Rechts erfordert. Spezialisten dafür gibt es aber im allgemeinen nicht und so mußte in diesem Verein ein derartiges Spezialinstitut geschaffen werden, das die Gläubigerinteressen der Pforzheimer Industrie nicht nur in Deutschland, sondern auch sonst in allen Teilen der Welt zu vertreten in der Lage ist. Der Creditoren-Verein hat sich jedoch keineswegs darauf beschränkt, nur dann einzuschreiten, wenn schon Feuer ausgebrochen ist, sondern seine Tätigkeit ist vor allen Dingen auch vorbeugender Natur. Unter diesem Gesichtspunkt ist der vorerwähnte Vertrag mit den Großisten zu sehen; denn ein geregelter Absatz verhindert viele Streitigkeiten zwischen Gläubiger und Schuldner und gibt dem Geschäft eine sichere Basis. Ferner hat der Creditoren-Verein auch noch eine Kreditkontrolle eingerichtet, bei der alle angeschlossenen Firmen ihre Forderungen an ihre Abnehmer melden und nach einem gewissen Schema über die Gesamtverbindlichkeiten ihrer Kunden, soweit sie gemeldet sind, benachrichtigt werden. Auf diese Art und Weise läßt sich übersehen, wie weit der Kunde noch kreditwürdig ist oder einen neuen Kredit verdient. Dem gleichen Zweck dient auch eine Spezialauskunftsabteilung über die Kunden der Schmuckwarenindustrie im In- und Ausland.

Ein weiteres Spezialinstitut der Pforzheimer Edelmetall- und Schmuckwarenindustrie ist die Ständige Musterausstellung, in deren schönem Hochhaus, nebenbeigezagt, auch die Industrie- und Handelskammer, die Fachuntergruppe Schmuckwarenindustrie, der Creditoren-Verein und der Kunst- und Kunstgewerbe-Verein untergebracht sind.

Die Ständige Musterausstellung hat einen allgemein zugänglichen Ausstellungsraum, um Schmuck dem großen Publikum zu zeigen, insbesondere den Fremden, die nach Pforzheim kommen. Das Wichtigste aber sind die Ausstellungsräume der Pforzheimer Industrie. Diese Ausstellungsräume sind nur den Käufern zugänglich. Sie können sich hier an Hand der ausgestellten Waren ein Bild davon machen, was jede einzelne Firma herstellt und wie ihr Charakter ist. Außerdem legt die ständige Musterausstellung noch Wert darauf, diese Ausstellungsräume auch besonders geschmackvoll

auszugestalten, um ein Beispiel dafür zu geben, wie Schmuck gezeigt werden muß. Darüber hinaus sind aber der Ständigen Musterausstellung noch die Verarbeitung aller Propagandaaufgaben für die Pforzheimer Schmuckwarenindustrie angegliedert worden, wie die Organisation gemeinsamer Ausstellungen, die Gemeinschaftswerbung im In- und Ausland und schließlich die Herausgabe der täglich erscheinenden wirtschaftlichen Mitteilungen, welche die Pforzheimer Fabrikanten über die vielen Vorschriften, die ihre Industrie im In- und Ausland berühren, unterrichten.

Zuletzt sei noch auf die Beziehung der Industrie zum Schulwesen eingegangen. Neben der allgemeinen Gewerbeschule und der Fortbildungsschule für Mädchen gibt es in Pforzheim für die Ausbildung des technischen Nachwuchses noch zwei besondere Fachschulen, die Goldschmiede- und die Kunstgewerbeschule. Die Goldschmiedeschule müssen alle Lehrlinge besuchen, welche zu Facharbeitern ausgebildet werden. Sie ist eine Spezialschule für unsere Industrie. Die Kunstgewerbeschule baut auf der Goldschmiedeschule auf. Auch sie ist ein Institut für die Schmuckwarenindustrie und hat die Aufgabe, die Zeichner und die Künstler der Industrie auf Grund der an der Goldschmiedeschule erworbenen Kenntnisse weiter fortzubilden und sie zu tüchtigen Offizieren der Industrie zu machen. Für den kaufmännischen Nachwuchs gibt es keine besondere Schule. Die kaufmännischen Lehrlinge der Schmuckwarenindustrie besuchen, wie die anderen kaufmännischen Lehrlinge, die Handelsschule und Höhere Handelsschule, die selbstverständlich auf die charakteristischen Eigenheiten der Schmuckwarenindustrie im weitesten Umfange Rücksicht nimmt. Zu Ostern dieses Jahres wird dieses Institut durch eine Oberhandelschule ergänzt werden. Das entspricht den Wünschen der Industrie; denn der Kaufmann ist für die Pforzheimer Industrie, wie aus den vorstehenden Ausführungen wohl ersichtlich sein wird, von ebenso großer Bedeutung wie der Techniker und verlangt eine besonders sorgfältige Ausbildung, insbesondere mit Rücksicht auf den Export.

Die Schmuckwarenindustrie ist für die Stadt Pforzheim die Basis ihrer ganzen Existenz. Das hat in guten Zeiten die Stadt wohlhabend gemacht, in den Zeiten aber, in denen die Luxusindustrie am härtesten getroffen wird, hat die Stadt ganz außerordentlich gelitten. Aus diesem Grunde sind Stadt und Industrie- und Handelskammer seit Jahren bestrebt, das einseitige Risiko dieser Industrie durch Heranziehung neuer Industrien auszugleichen. Die Versuche sind bisher nicht sehr erfolgreich gewesen, weil die Verkehrslage Pforzheims, wie schon in der Einleitung erwähnt wurde, ungünstig ist und weil auch Pforzheim heute im Grenzgebiet liegt. Nur ein Versuch ist geglückt, die Einführung der Armbanduhrenindustrie. Sie knüpft an das Uhrgehäuse an, das ja ein Goldschmiedeartikel ist. Heute spielt innerhalb der Schmuckwarenindustrie das Uhrgehäuse und das Uhrarmband eine ganz hervorragende Rolle und die Uhrenindustrie ist ein wesentlicher Faktor gewesen, die schwere hinter uns liegende Krisenzeit zu überwinden. Es würde jedoch zu weit führen, darauf näher einzugehen und kann einem zukünftigen Artikel vorbehalten bleiben.

Zur Behandlung der Bilanztafel.

Von Fr. Reidel.

Die Bilanztafel, die bekanntlich in der kaufmännischen Praxis nicht die Beachtung findet, die sie verdient, stellt für die Abschlussarbeiten eine nicht zu unterschätzende Stütze dar und trägt so bei Behandlung des Abschlusses sehr zur Veranschaulichung bei.

Es ist durchaus kein pädagogischer Fehler, wenn man die Einführung in die „Geheimnisse des Abschlusses“ an Hand dieser Übersicht vornimmt. Hier treten dem Schüler alle für den Abschluß wichtigen Ziffern, losgelöst von der nicht leicht zu überblickenden Kontenform und der vielleicht auch oft verwirrenden Zahl der Konten, deutlich und geordnet vor Augen.

Der Abschluß erfolgt nach einem bestimmten Schema, das in den Abschlussätzen zum Ausdruck kommt. Hier sei darauf hingewiesen, daß es für die Einprägung dieser Sätze seitens des Schülers von großem Vorteil ist, wenn man dieselben mit einer stets gleichbleibenden Numerierung versteht, die im Unterricht immer wieder ihre Anwendung findet. Der Gebrauch der Nummern (z. B. Ia, Ib, IIa usw. lt. nachfolgender Aufstellung) bei der Einübung des Abschlusses und auch bei späterer Anwendung entspricht schließlich der modernen Forderung einer rationellen Unterrichts-gestaltung. Das Schema kann folgendermaßen gekennzeichnet werden:

- I. Übertragung der wirklichen Bestände in der Bilanz.
 - a) Schlussbilanz an Aktiva (für die aktiven Bestände).
 - b) Passiva an Schlussbilanz (für die passiven Bestände).
- II. Sammlung der Erfolge auf dem V. u. G. Konto.
 - a) V. u. G. an Verlustkonten (für die Verluste).
 - b) Gewinnkonten „ V. u. G. (für die Gewinne).

III. Übertrag des Erfolges auf das Kapital-Konto.

V. u. G. an Kapital (bei Gewinn).
Kapital „ V. u. G. (bei Verlust).

IV. Übertrag der Privatentnahmen auf das Kapital-Konto.

(Korrektur des Reingewinns um die Privatentnahmen im Kapital-Konto.)

Kapital an Privat.

V. Übertrag des korrigierten Kapitals in die Schlussbilanz.

Kapital an Bilanz.

Die Betragsziffern für diese Abschlussätze müssen je nach der Art des Abschlusses der Schluß- und Erfolgsbilanz in der Bilanztafel aus verschiedenen Rubriken entnommen oder z. T. auch erst berechnet werden.

Diese Ausführungen sollen daher auch weniger die methodische Seite der Behandlung der Bilanztafel als vielmehr die verschiedenen Abschlußarten der Tafel kritisch beleuchten. Zweifellos wird die Form des Abschlusses vorzuziehen sein, die den Zwecken der Bilanzübersicht am weitgehendsten gerecht wird. Die Bilanztafel soll:

1. die Richtigkeit des Abschlusses und damit die einwandfreie Durchführung der getätigten Verbuchungen im voraus erkennen lassen,
2. die zahlenmäßigen Unterlagen für die Durchführung des Abschlusses in den Büchern liefern.

Die unter 1. aufgeführten Erfordernisse wird eine jede Form des Abschlusses erfüllen; denn die Gleichheit der Summen in den verschiedenen Bilanzspalten wird sich bei richtigem Verbuchen der Geschäftsvorfälle und der fehlerlosen Durchführung der Aufstellung der Abschluss-tafel stets ergeben; doch die für den Abschluß erforderlichen Zahlen werden in der Tafel häufig nicht gleich günstig geordnet.

Konten	Summenbilanz		Saldenbilanz		Schlussbilanz		Erfolgsbilanz	
	Soll	Haben	Soll	Haben	Vermögen	Kapital	Kapital —	Kapital +
1. Kasse	1 200,—	780,—	420,—	—	417,—	—	3,—	—
2. Bank	22 400,—	4 600,—	17 800,—	—	17 800,—	—	—	—
3. Waren	34 000,—	9 200,—	24 800,—	—	27 900,—	—	—	3 100,—
4. Forderungen	19 600,—	6 400,—	13 200,—	—	13 200,—	—	—	—
5. Einrichtung	6 000,—	—	6 000,—	—	5 940,—	—	60,—	—
6. Lieferer	3 000,—	23 600,—	—	20 600,—	—	20 600	—	—
7. Schuldwechsel	—	4 000,—	—	4 000,—	—	4 000,—	—	—
8. Unkosten	780,—	—	780,—	—	—	—	780,—	—
9. Privat	1 600,—	—	1 600,—	—	—	—	—	—
10. Kapital	—	40 000,—	—	40 000,—	—	40 000,—	—	—
11.	88 580,—	88 580,—	64 600,—	64 600,—	65 257,—	64 600,—	843,—	3 100,—
12. Privat					1 600,—			
13. Reingewinn						2 257,—	2 257,—	
14.					66 857,—	66 857,—	3 100,—	3 100,—

In der vorstehenden Bilanztafel ist in der Vermögensbilanz Habenseite das Anfangskapital über dem ersten Additionsstrich aufgeführt, was leicht dazu führen kann, daß diese Ziffer bei Behandlung des Abschlussatzes Ib mit in die Bilanz übertragen wird. Das Endkapital, das bei Abschlussatz V gebraucht wird, muß durch zwei Rechenoperationen (Anfangskapital + Reingewinn /-. Privatent-

nahmen) ermittelt werden. Des weiteren wird durch das Anfügen der Privatentnahmen und des Reingewinns an die Schlussbilanz deren Endsumme gegenüber der eigentlichen Schlussbilanz beiderseits um die Summe der Privatentnahmen vermehrt, was bei manchem Schüler, dem ohnehin die Gewinnung des Überblicks über die buchhalterischen Zusammenhänge nicht sehr leicht fällt, Unklarheiten hervorrufen kann.

Konten	Summenbilanz		Saldenbilanz		Schlußbilanz		Erfolgsbilanz	
	Soll	Haben	Soll	Haben	Vermögen	Kapital	Kapital -	Kapital +
9. Privat	1 600,—	—	1 600,—	—	—	—	1 600,—	—
10. Kapital	—	40 000,—	—	40 000,—	—	—	—	—
11.	88 580,—	88 580,—	64 600,—	64 600,—	65 257,—	24 600,—	2 443,—	3 100,—
12. Anfangs-Kapital . . .						40 000,—		
13. Kapital-Zuwachs . . .						657,—	657,—	
14.					65 257,—	65 257,—	3 100,—	3 100,—

Der Eintrag der Privatentnahmen auf der Erfolgsbilanz beruht auf der vollkommen unrichtigen Änderung des Buchungsjahres IV in folgender Form: V. u. G. an Privat.
Diese Verbuchung widerspricht sowohl rein betriebswirtschaftlichen als auch steuertechnischen Gesichtspunkten.

Privatentnahmen stellen keinen Aufwand dar, den der Betrieb der Unternehmung mit sich brachte, und sie dürfen daher auch den im V. u. G.-Konto zum Ausdruck kommenden Erfolg nicht verschleiern. Sie sind vielmehr als Kapitalverzehr auf Kosten des zu erwartenden Gewinns zu betrachten.

Konten	Summenbilanz		Saldenbilanz		Schlußbilanz		Erfolgsbilanz	
	Soll	Haben	Soll	Haben	Vermögen	Kapital	Kapital -	Kapital +
9. Privat	1 600,—	—	1 600,—	—	1 600,—	—	—	—
10. Kapital	—	40 000,—	—	40 000,—	—	40 000,—	—	—
11.	88 580,—	88 580,—	64 600,—	64 600,—	66 857,—	64 600,—	843,—	3 100,—
12. Reingewinn						2 257,—	2 257,—	
13.					66 857,—	66 857,—	3 100,—	3 100,—

In diesem Beispiel werden die Privatentnahmen in der Schlußbilanz unter den Aktiven aufgeführt, und zwar mit der Begründung, daß die Steuer (Finanzamt) diese Entnahmen als nicht bestehend betrachtet und sie daher als Aktivposten, der eigentlich vorhanden sein müßte, behandelt.

Dem Schüler liegt es in diesem Fall nahe, die Privatentnahmen in den Abschlußsatz Ia einzubeziehen. Das Anfangskapital erscheint unter den Passiven. Es ergibt sich also auch hier die Differenz zwischen der Schlußbilanzsumme und der Summe des Schlußbilanzkontos in Höhe der Privatentnahmen.

Konten	Summenbilanz		Saldenbilanz		Schlußbilanz		Erfolgsbilanz	
	Soll	Haben	Soll	Haben	Vermögen	Kapital	Kapital -	Kapital +
9. Privat	1 600,—	—	1 600,—	—	—	—	—	—
10. Kapital	—	40 000,—	—	40 000,—	—	—	—	—
11.	88 580,—	88 580,—	64 600,—	64 600,—	65 257,—	24 600,—	843,—	3 100,—
12. Reingewinn						40 000,—		
13. Anfangs-Kapital . . .						657,—		
14. Kapital-Zuwachs . . .								
15.					65 257,—	65 257,—	3 100,—	3 100,—

Die vorstehende Anordnung der Ziffern in der Bilanztafel wird ihrem Zweck am besten gerecht. Hier bleiben die Privatentnahmen aus der Schluß- und Erfolgsbilanz und werden dadurch berücksichtigt, daß der Reingewinn um ihren Betrag vermindert und dann als Kapitalzuwachs auf der Habenseite der Schlußbilanz erscheint. Die Zahlen für die Abschlußsätze I—V sind in dieser Form am übersichtlichsten gegeben, was die folgende Aufstellung deutlich zeigt.

- I a — Vermögensbilanz Soll (bis zum 1. Additionsstrich).
- I b — " " " " " " " " " "
- II a — Erfolgsbilanz Soll " " " " " " " " " "
- II b — " " " " " " " " " " " " " "

- III — Erfolgsbilanzsaldo.
- IV — Saldenbilanz Soll.
- V — Vermögensbilanz Haben (Anf. Kpt. + Kapt. Zuwachs).

Durch die Fernhaltung der Privatentnahmen aus der Schlußbilanzspalte wird deren Endsumme auch weiter nicht verändert, so daß sie mit der Summe des Schlußbilanzkontos übereinstimmt.

Die hier gezeigte Anordnung der Tafel eignet sich für die Unternehmungen, die ihr Kapital um den Erfolg alljährlich verändern, während die beim ersten Beispiel angewandte Abschlußform für Kapitalgesellschaften in Frage kommt, da in ihren Bilanzen das Anfangskapital durch den Erfolg nicht verändert wird.

Die Gewerbeschule

und Höhere technische Lehranstalten

Verantwortlich: Gewerbeschulassessor Dipl.-Ing. Erich Maurer, Gaggenau

In den nunmehr erreichten 61 Milliarden des heutigen deutschen Nationaleinkommens liegt eine unermessliche Steigerung der deutschen Produktion begründet. Wo Sie auch heute hinkommen, überall rauchen wieder die Schornsteine und die menschliche Arbeitskraft schafft neue Werte, und sie werden konsumiert von der Millionenmasse unseres Volkes. Daß es uns gelingen möge, diese allgemeine Produktion immer mehr zu steigern und unser gesamtes Volk daran Anteil nehmen zu lassen, ist das höchste Ziel nationalsozialistischer Wirtschaftspolitik. Vor allem aber, es ist nicht unsere Aufgabe, etwas zu zerstören, sondern wir wollen uns gemeinsam aufbauen eine große und reiche Nationalwirtschaft und sind dabei erfüllt von dem aufrichtigen Willen, den Anteil des einzelnen Deutschen nicht nur als Produzenten, sondern damit auch als Konsumenten dauernd zu erhöhen. Wir wollen ein stolzes, in seiner Freiheit, seiner Arbeit und in seinem Leben glückliches Volk.

Adolf Hitler bei der Eröffnung der Internationalen Automobilausstellung, Berlin 1937.

Ein Gang durch die Opel-Werke.

Von Karl Frank.

Über 100 000 Menschen im Jahr besuchen in Gruppen von durchschnittlich 20 Personen die Opel-Werke in Rüsselsheim. An einem Rundgang durch den genannten Betrieb nahmen vor kurzem die Lehrer der Gewerbeschule in Durlach teil. Im Auftrag meiner Kollegen berichte ich über diese Besichtigung.

Wohl können die vielen Abteilungen — Presswerk, Getriebebau, Kühlerfabrik, Vergaserbau, Chassisbau, Karosseriefabrik, Motorenband, Vorderachsenband, Hinterachsenband, fertig-Montagebänder, Prüffeld, Verladebahnhof — in der zur Verfügung stehenden Zeit von zwei Stunden nicht alle besucht werden, doch vermittelt die Besichtigung eine lebendige Vorstellung von den neuen Arbeitsmethoden, die die fortschreitende Motorisierung Deutschlands erst ermöglicht haben.

Im Mittelpunkt des Interesses der Besucher steht die Arbeit am „Laufenden Band“. Das Eindruckvollste, was das Werk zu zeigen hat, ist die Arbeit am fertig-Montageband. Auf diesem wird das Automobil aus den bereits montierten Einzelaggregaten „fertig“ zusammengebaut.

Wie hat man sich das fertig-Montageband vorzustellen? Es ist eine mächtige Gliederkette, die sich im

Mittelgang einer Halle langsam, dicht über dem Boden vorwärtsbewegt. Von beiden Seiten laufen Rollbahnen und Schwebbahnen auf den Mittelgang zu.

Jeder der vielen Arbeiter am Band hat das Werkzeug griffbereit, das er gerade braucht. Von der Decke herab hängen an langen, federnden Kabeln die elektrischen Bohrmaschinen und die elektrischen Schraubenzieher.

Auf der ersten Teilstrecke des Bandes liegen die Chassisrahmen auf dem Rücken, damit die Federn leichter montiert werden können. Federn und Bolzen lagern am Mittelgang entlang, Federringe und Muttern liegen in richtiger Reihenfolge in Kästen. Ein Mann schraubt die Muttern von Hand lose auf die Bolzen, der nächste Mann setzt den elektrischen Schraubenschlüssel auf, ein Fingerdruck am Abzug, und im Nu ist die Mutter festgeschraubt.

Nur wenige Handgriffe hat jeder Arbeiter zu machen. Langsam gleitet der Rahmen auf dem Band weiter, und ohne Hast können die Arbeiter mit dem Arm der Bewegung folgen. Sind die Federn eingebaut, so werden die Bolzen von großen Fettpressen geschmiert.

Die nächste Strecke bringt den Einbau der Achsen, die von elektrischen Laufkatzen herangezogen werden. Mit

großer Gewandtheit leiten die Arbeiter die Laufkatzen. Ganz genau auf die richtige Stelle des Rahmens senken sich die Achsen; gleich nach dem Aufsitzen werden sie befestigt.

Ein Kranhaken wendet nun den ganzen Rahmen um 180°, so daß Federn und Achsen nach unten hängen. Da trägt auch schon eine Schwebbahn fertige Motoren mit angeblocktem Getriebe heran. Diese Schwebbahn betrachtend, sehen wir eine schier endlose Reihe von Motoren an ihr hängen; lassen wir den Blick auf die hinter uns liegende Strecke des Montagebandes wandern, so erblicken wir die Reihe der Rahmen, ganz bloß am Anfang des Bandes, dann in zunehmendem Maße mit Autoteilen besetzt.

Die Schwebbahn setzt den Motor in seine Lagerung am vorderen Rahmenende, wo er befestigt wird. Die Kardanwelle wird zwischen Differential und Getriebe eingespannt. In aller Ruhe arbeiten die rittlings auf den Rahmenträgern sitzenden Männer, während das Band vorwärtsgleitet.

Sinten wird jetzt der Benzintank eingesetzt, das Rohr, das ihn mit dem Vergaser verbindet und die Benzinleitung. Elektriker spannen die vorgerichteten Kabel von der Batterie zum Motor. Das Auspuffrohr kommt dazu.

An der Decke bemerken wir nun eine große Öffnung. Durch sie gleitet am Kran die Karosserie herab, von einer Arbeitergruppe mit hochgehobenen Händen erwartet, gepackt und zuerst rückwärts geschwungen, damit das Steuerrad glatt in sie hineingleiten kann. Schnell legt man noch Filzstreifen auf die Rahmenträger, dann sinkt die Karosserie, gleitet dabei vorwärts und setzt auf den Rahmen auf.

Ist die Karosserie befestigt, dann werden auch schon die Türen aufgerissen, Monteure klettern hinein, befestigen die Kabel an den Instrumenten des Armaturenbrettes, kuppeln den Antrieb des Scheibenwischers mit dem Motor und verbinden das Gaspedal mit dem Vergasergestänge.

An Stapeln von Stoßstangen, Scheinwerfern, Radkappen kommen wir vorbei. Rasch fahrende, kleine Automobile ergänzen mit ihrer Ladung immer wieder den Vorrat. Das Auto gewinnt immer mehr an Gestalt. Einige Schritte begleiten die Arbeiter das wandernde Band, dann ist die Arbeit getan, das Werkzeug schnell zurück, als seien die Kabel Gummibänder.

Eine neue Hängebahn trägt den Kühler heran. Aus einer Spalte am Boden heben sich die bereiften Räder. Ein Ruck, schon sitzen sie auf den Achsen und werden festgeschraubt. Die Motorhaube wird aufgesetzt. Auf einmal blitzen die Scheinwerfer des neuen Wagens auf. Ihre Strahlen müssen auf eine große schwarze Tafel fallen, auf der Kreise sichtbar sind. Geschickt werden die Scheinwerfer zurechtgerückt, wenn sie nicht gleich ins Zentrum treffen.

Eine Füllmaschine zapft jetzt automatisch etwas Benzin in den Tank. Nun neigt sich das laufende Band, und mit ihm neigt sich der fertige Wagen und rollt vom Band herunter auf den Boden der Halle. Das Band selbst verschwindet in einer Spalte am Boden und kehrt unter ihm zum Ausgangspunkt zurück. Ein Mann steigt in den Wagen, setzt sich auf den Führer-

sitz und drückt auf den Unlasterknopf. Der Motor springt an. Der Führer rückt den Gang ein, und schon fährt der Wagen. Am Ausgang der Halle hält er wieder, die Probefahrt kann jetzt beginnen.

Als Zuschauer hat man den Eindruck, daß das Arbeitstempo am Band nicht zu rasch ist. Unser Begleiter sagt uns, daß die Geschwindigkeit regelbar ist und durch das normale menschliche Arbeitstempo bestimmt wird. Der Arbeiter am Band sagt: „Ich habe in vielen anderen Abteilungen gearbeitet, bevor ich in die ‚Montage‘ kam. Es ist am Band nicht schlechter als anderswo, es ist sogar eher besser. Wenn ich eine feststehende Maschine bediene, so muß ich mich ja auch ihrem Gang anpassen, genau so wie dem Gang des Bandes. Der einzige Unterschied ist der, daß ich an der feststehenden Maschine meinen feststehenden Arbeitsplatz habe, während ich am Band mich mehr bewegen muß.“

Das ist aber kein Nachteil. Ich stehe mir nicht mehr die Beine in den Leib, ich beschäftige nicht nur die Muskeln meines Oberkörpers, sondern den ganzen Leib; das ist eine Art von Ausgleichsport.

Es ist überhaupt Sport bei der Arbeit am Band. Wir müssen eingespielt sein, wir in unserer Gruppe, wir müssen zusammenwirken als wären wir ein Körper. Wenn ich anhebe, muß der Kamerad drüben auch anheben. Wenn er die Bohrmaschine ansetzt, setze ich sie auch an; wir rattern los im gleichen Augenblick und sind fertig auf die Sekunde zur gleichen Zeit. Wir haben einen ‚Rhythmus‘ in unserer Arbeit, der uns immer bei der Sache hält. Jeder neue Wagen, der herankommt, gibt uns eine neue Spannung: treffen wir diesmal auch wieder gleich das Bohrloch richtig, oder treffen wir es nicht? Es ist ein bißchen wie beim Fußball, da steht man auch so wartend da und spannt auf den Ball.

Geht es eigentlich nicht. Die Zeiten sind abgepaßt, es ist immer eine kleine Pause zwischen einem Wagen und dem nächsten.

Ja, es sind immer dieselben Handgriffe. Und doch jedesmal verschieden, genau so wie beim Fußball jeder Ball verschieden ist, der auf mich zukommt und jeder Stoß verschieden ist, den ich ihm gebe.

Ich bin nicht verheiratet mit der Vorderachse, die ich zu montieren habe. Wenn mir die Arbeit nicht mehr paßt, gehe ich zum Meister und sage: „Jetzt habe ich genug von dem ewigen Löcherbohren, ich möchte mal wo anders hin.“ — Aber ich will gar nicht weg vom Band. Geschenkt wird einem nirgends was, die Arbeit hier ist lange nicht die schlechteste.

Unfälle kommen immer vor, aber bei uns nicht häufiger als anderswo.

Es besteht tatsächlich ein großer Unterschied zwischen der Arbeit am Band und anderer Arbeit; der gleiche Unterschied wie zwischen einer Kompanie, die im Gleichschritt marschiert und einer, die ohne Tritt marschiert. Die beste Marschleistung kommt bei gleichem Schritt und Tritt heraus, weil dann der Rhythmus jeden Mann erfasst und vorwärts trägt. Genau so ist es bei uns.“

Bei der Beschreibung der Vorgänge am Motoren-Montageband gehe ich von der Stelle aus, wo die

Maschinen zur Bearbeitung der Kurbelwelle stehen. Die roh geschmiedete Kurbelwelle wird an den Lagerstellen zuerst gedreht und dann geschliffen. Anschließend werden die feinen Bohrlöcher gebohrt, durch die später im Motor das Öl sich in die Lager preßt.

Die Kurbelwelle muß ganz genau ausgewuchtet werden. Bei ihrer schnellen Drehung vervielfacht sich die kleinste Ungleichmäßigkeit in der Gewichtsverteilung, weshalb dieses vielfach gekröpfte Stahlstück aufs Gramm ausgewogen sein muß. Das geschieht durch eine elektrische Auswuchtmaschine. Sie läßt die eingespannte Kurbelwelle schnell rotieren und überträgt das Bild der Bewegung auf Spiegel. Diese werfen das Bewegungsbild auf eine Milchglasscheibe, die von Meßlinien durchkreuzt ist. An diesen Meßlinien kann jede geringste Ungleichheit der Gewichtsverteilung abgelesen werden. Der die Maschine Bedienende sieht auf der Skala die in Gramm ausgedrückten Fehler der Gewichtsverteilung und markiert mit Kreidestrichen die Stellen auf der Kurbelwelle. Die praktische Berichtigung, diese letzte Feinregulierung, wird von Hand auf der Schleifbank vorgenommen. Die Schleifer fühlen genau, wieviel sie abschleifen müssen, um die erforderliche Gewichtsverminderung von acht Gramm oder zehn Gramm zu erreichen.

Am Motoren-Montageband wird die fertige Kurbelwelle, schon vereinigt mit Schwungscheibe und Kuppelung, vom Arbeiter in die Lager des Zylinderblocks gebettet.

folgende Vorgänge kann man nun am Motoren-Montageband beobachten: Die Nockenwelle ist da. Einige Meter weiter werden die Ventilsfedern über die Ventile geschoben und die Stößel eingebaut. Über der Kurbelwelle schließen sich die Lagerchalen. An federnden Kabeln hängende elektrische Schraubenschlüssel, von zwei Mann bedient, ziehen die Schraubbolzen fest. Die sichernden Splinte können mit Leichtigkeit durchgesteckt werden.

Der Zylinderblock steht Kopf, von unten werden die Kolben eingeschoben. Die Lager der Pleuelstangen umschließen die Kröpfungen der Kurbelwelle. Die Ölwanne wird aufgesetzt, das Getriebe dem Motor angeblockt. Gewendet steht der in seiner Gestalt erkennbare Motor auf dem Montageband. Die Dichtungen schmiegen sich an den Zylinderblock, der Zylinderkopf wird aufgesetzt. Nachdem die Zündkerzen eingesetzt sind, wird drei Schritte weiter das vereinigte Ansaug- und Auspuffrohr verschraubt. Der Verteiler ist an seinem Platz, die Zündkabel sind an die Kerzen angegeschlossen. Eine Handbewegung, und der Vergaser sitzt auf der Ansaugleitung, der Anlasser hängt an der Seite des Motors. Die Bedienungshebel, das Vergasergestänge, die Benzinleitung und die Ölleitung kommen dazu.

Krane tragen die fertigen Motore in den Prüfraum, wo jeder Motor vor dem Einbau einige Stunden Probe läuft. Wenn das erste Öl abgelassen und neues eingefüllt ist, bekommt der Motor einen Überzug aus schwarzem Lack und das letzte Kontrollzeichen des letzten Inspektors.

Sehenswert ist auch das Presswerk. Bei einer Höhe von etwa drei Stockwerken ist die Presswerkhalle der Länge und Breite nach unübersehbar. Die großen Pressen haben eine Höhe von zehn, zwölf, ja fünfzehn

Metern. Alle jene großen und Kleinen aus Stahlblech geformten Teile, aus denen sich Rahmen und Karosserie zusammensetzen, werden hier hergestellt. Langsam und fast bedächtig bewegen sich die großen Maschinen, flink und schnell die Kleinen. Die Pressen sind so gewaltig, daß sie sich nicht anzustrengen brauchen. Die Leichtigkeit, mit der die schwere Arbeit geleistet wird, macht auf den Besucher großen Eindruck.

Die Härteanlage des Opelwerkes zeigt uns das Modernste auf diesem Gebiet. Wir treten in einen großen, geräumigen Raum, in dem es sehr still zugeht und eine peinliche Sauberkeit herrscht. Die Arbeit, die hier geleistet wird, liegt verborgen in riesengroßen, elektrischen Härteöfen. Die verantwortlichen Arbeiter haben ihre ganze Aufmerksamkeit auf eine Schalttafel zu richten, auf der eine Unzahl von farbigen Lämpchen glühen und verschiedene Zeiger Auskunft geben über die große Kraft, die zur Erhitzung der Öfen benötigt wird.

An einem der vielen Öfen, die batterieweise angeordnet sind, hebt sich auf einmal die Tür empor, und eine Sitzwelle dringt in den Raum. Geblendet schaut man in einen tiefen Rachen weißer Glut. Ein Franartiges Fahrzeug, das zwischen den Öfen seine Arbeit leistet, greift mit langem Arm in den Ofen und holt eiserne Kästen heraus, deren Wände Firschröt glühen. Eine Probe wird mit einer langen Zange dem Kasten entnommen und in einem Wasserbad abgeschreckt. Zeigt die Bruchfläche des Probestückes außen eine hellere Farbe als innen, dann ist die Härtung richtig. Die Art der Härtung ist eine sogenannte Nitrierhärtung. Diese Härtung muß zur Herbeiführung der gewünschten Eigenschaften oft mehrmals vorgenommen werden. Das Abschrecken geschieht in Wasser, in Öl oder im Salzbad. Beim Kolbenbolzen muß z. B. eine glas-harte Oberfläche erzeugt und eine völlig veränderte Struktur des Stahles herbeigeführt werden, die es ihm möglich macht, eine Fahrt von 100 000 km Länge auszuhalten, ohne sich dabei abzuschleifen. Andere Teile werden gehärtet, um eine große Widerstandsfähigkeit zu erreichen, z. B. gegen die glühenden Gasströme, die metallfressenden Sandkörner, gegen flüssiges Fett und Salzlösungen.

Die einzelnen Teile kommen in glänzendem Zustand von den Arbeitsmaschinen in die Härtereie, grau mit stumpfer Oberfläche wandern sie am hängenden Transportband zu den Prüfständen. Man sieht ihnen nicht an, wieviel sie an innerem Wert gewonnen haben.

Viele Käufer und Händler holen ihre Wagen selbst im Werk ab. Das Werk besitzt aber auch einen großen Verladebahnhof mit Schiebebühne. Mit eigener Kraft fahren die neuen Personenkraftwagen auf Klappbrücken von der Verladerrampe auf die Waggons. Dort werden sie festgekeilt und mit Planen überspannt. Die Schienenstränge sind auf Rollen quer verschiebbar angelegt. Ein Elektromotor zieht den Schienenstrang mit den fertigbeladenen Waggons auf das Nachbargleis. Auf demselben Weg werden die Leerwaggons an die Rampe gebracht.

Die Automobile, die für den Export nach Holland, England, nach den nordischen Ländern und nach Übersee bestimmt sind, treten auf großen Rheinkähnen und seetüchtigen Leichtern ihre Reise in die Welt an.

Siermit ist der Rundgang beendet. Doch möchte ich die

jüngsten Werksangehörigen, die Lehrlinge, nicht unerwähnt lassen. Der Betrieb braucht einen zahlenmäßig starken Nachwuchs. Die Anforderungen, die man an Facharbeiter stellen muß, wachsen ständig. Die Schulung des Geistes ist ebenso wichtig, wie die der Hand. Entsprechend verfährt die Ausbildung. In der Lehrlingswerkstatt wird für den Betrieb gearbeitet. Der Lehrling soll sich von Anfang an als Angehöriger des Werkes fühlen, dessen Arbeit nützlich ist. Der Unter-

richt in der Gewerbeschule, der in Verbindung mit der praktischen Arbeit steht, wird von Gewerbeoberlehrern erteilt. Am Ende der Lehrzeit hat der Lehrling alle Abteilungen der Fabrik gesehen. Er hat Vorträge gehört über ihren Aufbau. Er kennt nicht nur seine Fabrik, sondern auch die Industrien ihrer Rohstoffe aus eigener Anschauung. Der Blick für die inneren Zusammenhänge, der in der Uferlosigkeit der Spezialisierung verloren geht, ist bei ihm vorhanden.

Die Änderung der Härte der Metalle.

Ein Beitrag zur Werkstofflehre von Ernst Kern. (Fortsetzung.)

Betrachten wir das Verhalten einer Legierung von Aluminium mit 1% Silizium¹. Bei 523° und darüber ist das Silizium völlig gelöst. Das Gefüge der Legierung besteht gleichmäßig aus einheitlichen Mischkristallen — α -Zustand. Bei langsamer Abkühlung bleibt diese Zusammensetzung bis 523° erhalten. Von da ab wird ein Teil des Siliziums ausgeschieden. Bei 450° bleiben noch 0,8% Silizium in Lösung. Der Rest ist ausgeschieden. Das Gefüge ist jetzt nicht mehr einheitlich (homogen); vielmehr ist ein Gemenge von Mischkristallen vorhanden, die aus Aluminium und 0,8% Silizium und solchen, die aus Silizium mit geringem Aluminiumgehalt bestehen. Da die einen Mischkristalle als α , die andern als γ -Kristalle bezeichnet werden, sagt man deshalb, die Legierung bestehe nunmehr aus $\alpha + \gamma$ -Mischung. Bei der weiteren Abkühlung schreitet der Vorgang in diesem Sinne fort. Bei Raumtemperatur bleibt nur noch ein geringer Rest von Silizium gelöst. Die Mischkristalle sind bei Raumtemperatur fast so arm an Zusatz geworden, daß jetzt der $\alpha + \gamma$ -Zustand auch nahezu als eine Mischung von reinem Aluminium und reinem Silizium aufgefaßt werden kann.

Wird diese Legierung nun aus einer Temperatur von über 523° abgeschreckt, so unterbleibt die Ausscheidung der Siliziumkristalle ganz oder teilweise. Nach schneller Abkühlung enthält das Gefüge deshalb siliziumreichere Mischkristalle, als ihm eigentlich nach der Zustandskurve (Abb. 32) zustehen. Bei Raumtemperatur und bis etwa 300° sind diese Silizium-Aluminium-Mischkristalle sehr beständig. Der Vorgang der Ausscheidung ist gewissermaßen eingefroren. Wird die abgeschreckte Aluminium-Silizium-Legierung dagegen angelassen, nämlich über 300° erwärmt, so beginnt die Ausscheidung des Siliziums und zwar um so stärker, je höher die Temperatur und je länger die Glühdauer ist. Die ausgeschiedene Menge richtet sich wieder nach der Zustandskurve. Je höher erhitzt wird, um so weniger braucht natürlich ausgeschieden werden.

Ebenso wie das Silizium verhalten sich auch Eisen, Kupfer, Magnesium in der Aluminiumlegierung, das Kupfer im Silber, das Zink in der Kupferlegierung usw. Wird nun die Ausscheidung durch Anlassen der abgeschreckten Legierung herbeigeführt, so treten beim unmittelbaren Beginn der Ausscheidung wichtige Änderungen der Eigenschaften der Legierung ein. Beson-

ders die Korrosionsbeständigkeit und die Festigkeitseigenschaften werden davon betroffen und zwar nimmt der Verformungswiderstand zu, ohne daß die Verformungsfähigkeit wesentlich abnimmt. Die ausgehärtete Legierung kann also durch spanlose Kaltverformung noch weiter verfestigt werden, allerdings in diesem Falle auf Kosten der Verformungsfähigkeit.

Die Aushärtbarkeit.

Nur Legierungen lassen sich durch Ausscheidung härten und nur solche, welche folgende Bedingungen erfüllen:

1. Die Legierung muß bei Erhitzung auf Härtetemperatur die Legierungsbestandteile einheitlich (homogen) als Mischkristall lösen.
2. Bei Raumtemperatur oder bei einer Anlasttemperatur muß die Lösbarkeit für einen oder mehrere Legierungszusätze, den Härtebildnern, kleiner sein als bei Härtetemperatur. Während einer langsamen Abkühlung müssen die Mischkristalle zerfallen in ein (heterogenes) Gemenge.
3. Durch Abschrecken muß das Ausscheiden der Härtebildner unterdrückt werden können.

Die inneren Vorgänge.

Die Vorgänge in der Struktur der Legierungen bei der Aushärtung sind so fein, daß sie sich metallographisch nicht nachweisen lassen. Ist durch Anlassen die Ausscheidung einmal so weit getrieben worden, daß sie erst sichtbar wird — im Gefügebild unter dem Mikroskop —, so ist auch die Ausscheidungshärte schon wieder verlorengegangen. Nur durch Präzisions-Röntgenuntersuchungen hat sich an einigen Legierungen gezeigt, daß sich die Konzentration der Mischkristalle verkleinert.

Man nimmt heute an, daß die eigentliche Aushärtung stattfindet auf Grund von feinen Vorgängen im Mischkristall, gewissermaßen den Vorbereitungen zur Ausscheidung des Legierungszusatzes. Man schließt dies daraus, daß die Härtung der eigentlichen Ausscheidung vorausläuft. Die einzelnen Eigenschaftsänderungen erscheinen nicht gleichzeitig. Einige werden bereits während der Vorbereitung der Mischkristalle zur Ausscheidung schon ausgelöst. So wird der Korrosionswiderstand hierbei meistens verbessert. Sobald jedoch die ersten Ausscheidungen erfolgt sind, ist die Korrosionsbeständigkeit außerordentlich gefallen.

¹ Vgl. Abb. 32 in Folge 2, 1937, dieser Zeitschrift.

Es tritt jetzt die gefürchtete interkristalline oder zwischenkristalline Korrosion auf. Bei der Ausführung der Ausscheidungshärtung muß man sich deshalb davor hüten, mit der Anlastemperatur zu hoch zu gehen oder sie zu lange Zeit einzuhalten. Es darf aus Gründen der Korrosionsbeständigkeit überhaupt nicht zu mikroskopisch sichtbaren Ausscheidungen kommen.

Die Anlastemperatur.

Es können zwei Legierungsgruppen unterschieden werden. Die eine Gruppe, wozu Duralumin, Aludur, Avional, Bondur, Seddur, Kohlenstoffarmer Stahl usw. gehören, braucht nur abgeschreckt zu werden. Die Aushärtung, auch Vergütung oder natürliche Alterung genannt, verläuft nunmehr bei Raumtemperatur im Verlaufe von einigen Stunden oder Tagen. (Abb. 33.)

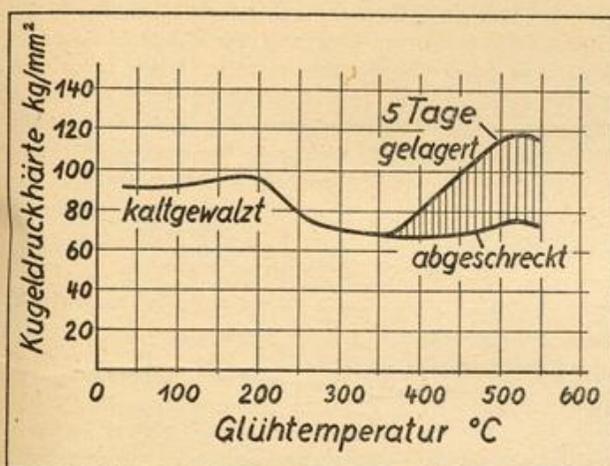


Abb. 33. Einfluß der Warmbehandlung von kaltgewalztem Duralumin.

Die Aushärtung wird verlangsamt, wenn das Metall bei tieferer Temperatur gelagert wird. So werden Nieten aus abgeschrecktem Duralumin auf Eis oder besser in Kohlen säureschnee gelegt, um die Aushärtung aufzuhalten, wenn sie nicht alsbald verarbeitet werden können.

Bei der anderen Gruppe verhalten sich die Mischkristalle träger. Um die Metalle dieser Gruppe auszuhärten, müssen sie auf Temperaturen zwischen 100° und 200° erhitzt oder angelassen werden. Diese Aushärtung nennt man Warmaushärtung oder Warmvergütung oder künstliche Alterung. Zu dieser Gruppe gehören die Y-Legierung, Ziduminium RR 56 und RR 59 usw. mit Kupfer-, Nickel- und geringem Magnesiumgehalt, Lantal, Aludur 533, Duralumin K, Legal, Anticorodal, Pantal, Ulmal, Polital, Berylliumbronz e u. a. m.

Die Abschrecktemperatur und die Ausführung der Aushärtung

sollen an den wichtigsten aushärtbaren Legierungen, nämlich den Aluminiumlegierungen besprochen werden. Die Stücke werden auf etwa 500° erhitzt. Diese Temperatur muß bis auf $\pm 10^\circ$ genau eingehalten werden. Wird sie wesentlich überschritten, so ist der Werkstoff für die Aushärtung verdorben. Bleibt man dagegen darunter, so wird das Ergebnis beeinträchtigt. Die

Erhizungsdauer beträgt $\frac{1}{4}$ bis 2 Stunden je nach Größe des Stückes. Die Erhizung selbst wird in gas-, öl- oder elektrisch-beheizten Salzbadern (Salpeter) oder in elektrisch geheizten Luftumwälzungsöfen ausgeführt. Das Abschrecken wird in Wasser vorgenommen. Bei dünnen Blechen genügt zuweilen die Abkühlung an der Luft.

Die Aushärtung der natürlich alternden Legierungen beginnt unmittelbar nach dem Abschrecken. Bei mehrtägigem Lagern bei Raumtemperatur erfolgt selbsttätig eine Steigerung der Festigkeiten. Die stärkste Zunahme findet in den ersten 8 Stunden statt.

Die künstlich alternden Legierungen müssen zur Aushärtung erwärmt werden. Ebenso wie zum Glühen müssen auch hier die Temperaturen genau eingehalten werden. Die Anlastdauer beträgt 10 Stunden bis zu mehreren Tagen. Für das Anlassen kommen Öl- oder Luftöfen in Frage, die meistens elektrisch geheizt sind.

Die Beziehung der Vorgeschichte des Werkstoffes zur Aushärtung.

Bekanntlich ist allgemein das Gefüge des gegossenen Metalles für die Verarbeitung und viele Verwendungszwecke sehr ungünstig. Es ist deshalb für die Aushärtung wenig geeignet. Um volle Aushärtung zu erzielen, müssen besonders die Leichtmetalle kräftig durchgeknetet werden. Hierdurch werden die Legierungszusätze, die Härtebildner, im Gefüge fein verteilt, so daß beim Erhitzen auf die Abschrecktemperatur ohne weiteres die Lösung zu einem einheitlichen Mischkristallgefüge stattfindet.

Grundsätzlich können auch gegossene Legierungen ausgehärtet werden; jedoch darf das Gefüge nicht zu grobkörnig sein und die Legierung muß solange — oft mehrere Stunden — auf der Abschrecktemperatur gehalten werden, bis die völlige Lösung erfolgt ist.

Aushärtung und spanlose Verformung.

Besonders die Aluminiumlegierungen zeigen fast durchweg den bemerkenswerten Vorteil, daß trotz Steigerung des Verformungswiderstandes, also der Streckgrenze, Bruchfestigkeit und Härte, die Verformungsfähigkeit nicht abnimmt. Die Werkstoffe werden also durch die Aushärtung nicht spröde. Infolgedessen lassen sich diese Metalle in ausgehärtetem Zustande weiter verfestigen durch spanlose Verformung, allerdings jetzt auf Kosten der Fähigkeit. Die Verformung soll erst vorgenommen werden nach Beendigung der Aushärtung. Wird bereits unmittelbar nach dem Abschrecken verformt, wie es meistens mit den Nieten geschieht, dann werden die Aushärtungsvorgänge gestört.

Der Einfluß der nachträglichen Erwärmung auf ausgehärtete Legierungen.

Die Legierungen können unbedenklich Temperaturen ausgesetzt werden, die nicht höher liegen, als die Aushärtungstemperaturen. Die warm aushärtenden Metalle behalten deshalb bei Erwärmung länger ihre Festigkeit als die bei Raumtemperatur aushärtenden. Wird die Aushärtungstemperatur jedoch überschritten, so beginnen die Ausscheidungen weiter abzulaufen. Allmählich wird das Metall dadurch entfestigt. Durch Anlassen auf entsprechende Temperaturen erhält der Werkstoff seine Ursprungsfestigkeit. Er kann erneut

und wiederholt gehärtet werden, ohne daß die Eigenschaften ungünstig beeinflusst werden.

Sofern man auf die Festigkeitssteigerung durch Aushärtung Wert legt, werden aushärtbare Legierungen im allgemeinen nicht geschweißt. Ist nämlich das Stück bereits ausgehärtet, so geht die Härte durch das Schweißen verloren. Außerdem bekommt die Schweißstelle Gußgefüge, das zur Aushärtung nicht so gut geeignet ist. Schließlich ist das geschweißte Stück meistens zu sperrig, um es noch in einem Ofen auf die Abschrecktemperatur erhitzen zu können.

Aushärtbare Legierungen.

Die wichtigsten aushärtbaren Legierungen gehören der Gruppe der Aluminiumlegierungen an. Ihre hauptsächlichsten Vertreter wurden bereits genannt. Abgesehen von der Korrosionsbeständigkeit des Aluminiums und seiner Legierungen, kann man sagen, daß erst durch die Aushärtbarkeit die Leichtmetalle ihre Bedeutung als Baustoffe erlangt haben.

Die Aushärtung anderer Legierungen wurde bisher hauptsächlich aus wissenschaftlichem Interesse erforscht. Eine praktische Anwendung findet noch nicht allgemein Anwendung. Die Fähigkeit der Aushärtung wurde an folgenden Legierungen beobachtet:

Kupferlegierungen.

Sehr starke Aushärtbarkeit zeigen die Berylliumbronzes. Verwendung findet die Legierung von 2,5% Beryllium zu Kupfer. Die erreichbare Härte beträgt über 400 kg/mm² gegen 120 kg/mm² in geglähtem Zustand, während Kupfer selbst nur 50 kg/mm² aufweist. Auch Titan bewirkt im Kupfer eine starke Aushärtung, während die Legierungen des Kupfers mit Silizium, Magnesium, Chrom, Kobalt, Eisen oder Silber weniger stark aushärtbar sind.

Die Zweistofflegierungen Kupfer mit wenig Zinn und Kupfer-Nickel sind nicht aushärtbar und zwar deshalb, weil bei ersteren mit abnehmender Temperatur die Löslichkeit für Zinn zunimmt, während Nickel und Kupfer in allen Temperaturen und Anteilen Mischkristalle bilden; insolgedessen treten bei diesen beiden Legierungen keine Ausscheidungen auf. Bilden die drei Metalle Kupfer, Zinn und Nickel dagegen eine Dreistofflegierung, so gibt es für einen gewissen Bereich eine Abnahme der Löslichkeit mit fallender Temperatur. Aus diesem Grunde ist ein Aushärtung möglich. Ebenso können Kupferlegierungen mit so hohem Zinngehalt, daß er in das Gebiet der Löslichkeitsgrenze fällt, ausgehärtet werden.

Auch Kupfer-Nickel-Aluminium und Kupfer-Aluminium-Mangan lassen sich gut aushärten.

Messinge.

Die Messinge mit 68 bis 63% Kupfer zeigen bei abnehmender Temperatur erhöhte Löslichkeit für Zink. Eine Ausscheidung tritt also gewissermaßen umgekehrt auf, nämlich beim Erhitzen. Treten hierbei Ausscheidungen auf, welche beim Abschrecken festgehalten werden, so können hierdurch Eigenschaftsänderungen hervorgerufen werden. Für die praktische Bearbeitung führen diese Vorgänge jedoch kaum Störungen hervor. Die (harten) Messinge mit 60 bis 54% Kupfer, welche technisch weitgehend Verwendung finden, sind von der

Wärmebehandlung stark abhängig. Nach Abschrecken aus über 800° lassen sich diese Legierungen durch Anlassen auf 150° bis 250° aushärten.

In der Silberwarenindustrie werden hauptsächlich Silber-Kupferlegierungen verwendet. Bisher fand allerdings die Aushärtung kaum Anwendung. Um Bleche aus diesem Metall weich und bearbeitbar zu machen, müssen sie nach dem Glühen abgeschreckt werden.

Goldlegierungen werden für die Schmuckwarenindustrie und Zahntechnik verwendet. Als härtende Bestandteile dienen Kupfer, Silber; neuerdings auch Palladium und Platin. Die beiden letzten dienen dazu, dem Gold eine weiße Farbe zu geben — Weißgold. Ein großer Teil dieser Legierungen ist aushärtbar. Von dieser Eigenschaft macht man heute Gebrauch. Die Einführung eines neuen Metalles in der Zahntechnik ist immer schwierig, die Härte soll so groß sein, daß keine Abnutzung eintritt, dabei aber doch wieder nicht so hoch, daß es sich nicht mehr bearbeiten läßt, sonst kann kein Zahnschluß erreicht werden. Außerdem muß eine hinreichende Korrosionsbeständigkeit, in diesem Falle Mundbeständigkeit genannt, das Metall auszeichnen. Aus diesen Gründen spielt die Aushärtbarkeit eine ziemlich große Rolle und wird mit der Zeit noch an Bedeutung gewinnen.

Nickellegerungen werden durch Zusatz von etwa 1% Beryllium aushärtbar.

Kobaltlegierungen. Große Bedeutung besitzen die Kobalt-Wolfram-Chrom-Legierungen, Stellite genannt. Sie werden wegen ihrer hohen Schneidfähigkeit als Schneidmetalle verwendet. Durch 30% Chromzusatz kann eine Aushärtung bewirkt werden auf etwa 600 kg/mm² gegen 300 kg/mm² in abgeschrecktem Zustande. Die Schneidhaltigkeit ist besonders gut. Sie hält Stand bis Temperaturen über 800°, während Schnelldrehstahl bei 600° erweicht.

Stahl. Schon lange ist bekannt, daß Stahl gewisse Erscheinungen zeigt, die man Altern nennt. Durch Recken verfestigter Stahl kehrt allmählich in seinen Normalzustand zurück. Meßwerkzeuge verändern mit der Zeit ihre Länge. Im Kesselbau macht sich das Altern des Stahls durch Spröderwerden unliebsam bemerkbar.

Inwieweit diese Erscheinungen mit der Ausscheidungshärtung in Verbindung stehen, ist bis heute noch ungeklärt.

Durch Abschrecken von Stahl mit wenig Kohlenstoff kann eine erhebliche Aushärtung hervorgerufen werden. Die Aushärtung geht schon bei Raumtemperaturen vor sich, allerdings sehr langsam. Bei Erwärmung auf 50° verlaufen die Vorgänge schneller; wird auf 200° erwärmt, so wird der Stahl weich. Die Härtung beruht darauf, daß das α -Eisen fähig ist, unterhalb Ac₁ geringe Mengen Eisenkarbid zu lösen — etwa 0,04%. Bei Raumtemperatur kann nur noch ein Teil gelöst bleiben, etwa 0,01%. Wird rasch abgekühlt — abgeschreckt —, manchmal genügt auch schon die Abkühlung an der Luft, so bleibt der Kohlenstoff ganz oder teilweise in übersättigter Lösung gehalten und fällt dann beim Anlassen wieder aus, wodurch die Härtesteigerung ausgelöst wird. (Schluß folgt.)

Körperliche Erziehung

Verantwortlich: Hauptlehrer Emil Blum, Karlsruhe, Friedrich-Wolff-Straße 77

Badische Olympiakämpfer erzählen.

Zum Abschluß unserer Aufsatzreihe kommt ein Kampfrichter zu Wort. Eugen Kopp, Turnlehrer am Realgymnasium Villingen, der als Lehrwart für die olympische Turner-Mannschaft berufen war, vermittelt uns einen Einblick in das schwierige Gebiet des Wertens der Freiübungen.

Die Schriftleitung.

IV. Kampfrichterdienste im olympischen Zwölfkampf der Turner.

Von Eugen Kopp.

1936, bei den Olympischen Spielen in Berlin, trat erstmals wieder seit etwa 23 Jahren eine deutsche Turnermannschaft zum olympischen Wettkampf an, nachdem man sich zwei Jahre vorher anlässlich der in Budapest stattgefundenen Weltmeisterschaften im Gerätturnen dem Internationalen Turnverband angeschlossen hatte. — Seinerzeit, in Budapest, schenkten die großen Turnnationen, die Schweiz, Italien, die Tschechoslowakei, Ungarn u. a. m. den deutschen Wettkämpfern anfangs und auch während des Kräftemessens kein allzugroßes Interesse und keine besondere Beachtung. Erst als am Schluß dieser Kraftprobe der „Neuling Deutschland“ auf der Siegerliste an dritter Stelle — hinter der Schweiz und Tschechoslowakei — zu finden war, wußte man, daß schon in absehbarer Zeit bei solchen Treffen mit Deutschlands Turnern als Anwärter für den ersten Rang unbedingt zu rechnen ist.

Es kam das Olympia-Jahr heran! — Was die deutschen Turner in der Zwischenzeit an Übungsarbeit geleistet haben, sei an dieser Stelle ein andermal erzählt. —

Jeder der deutschen Turnmannschaft angehörende Wettkämpfer und alle mit dem Training der Turner beauftragten Lehrwarte hatten in dem Augenblick, als am 30. und 31. August v. J. die Mannschaften der einzelnen Völker und Länder zum Kampf antraten, die felsenfeste Überzeugung, daß sie beim Ein- und Ausarbeiten der einzelnen Übungen ihr „Menschenmöglichstes“ getan haben. Daher sahen auch gerade wir Turner dem olympischen „Wettkampfspektakel“ gefaßt und mit der größten Ruhe in die Augen! —

Die das Training der Turner seit eineinhalb Jahren leitenden Lehrwarte vertraten Deutschland in jenen Tagen als Kampfrichter. — Christel Strauch, Seeresportlehrer in Berlin-Wilmersdorf, ward am Pferd-Beschwünge eingeteilt; Heinz Eichinger, der Männerturnwart der Bayern, wertete das Turnen am Reck, und der Schreiber dieser Zeilen hatte die Aufgabe, das Freiübungsturnen zu beurteilen. — An jedem Gerät

waren insgesamt vier Kampfrichter eingesetzt, die getrennt voneinander arbeiteten. In Tätigkeit befanden sich jedoch immer nur drei, da in dem Augenblick, wo die eigene Nation des einen oder andern Kampfrichters zu kritisieren war, der betreffende ausscheiden mußte. — Jeder der drei Richter wertete auf 30 Punkte mit $\frac{1}{10}$ Abständen. Waren die drei Sachverständigen in ihren Wertungen um mehr als $\frac{1}{2}$ Punkt auseinander, so mußten sie sich auf Veranlassung eines besonders hierfür eingesetzten Sekretärs auf das „Mittel“ einigen; d. h., das am weitesten von der „mittleren Wertung“ entfernte Urteil mußte sich um einige Zehntel nach oben bzw. nach unten bewegen. — Hier darf ich lobend erwähnen, daß die Kampfrichtergruppe, welcher ich angehörte, auf Veranlassung ihres Sekretärs nur zweimal wegen einer derartigen zu großen Differenz zusammentreten mußte, obwohl im Verlauf des Kampfes rund 360 Übungen zu beurteilen waren! (Der Gruppe gehörte außer mir ein Schweizer, ein Tscheche und ein Ungar an.) —

Wenn an dieser Stelle behauptet wird, daß gerade das Freiübungsturnen gewiß nicht leicht zu werten ist, wird mir der Sachverständige unbedingt beipflichten. Und warum das? — Auf keinem Teilgebiet des Kunstturnens gehen die Ansichten und Auffassungen der einzelnen Nationen so sehr auseinander, als gerade auf dem des Freiübungsturnens. — Am Reck, am Barren, am Pferd und an den Ringen turnt man allerorts die gleichen Übungsteile, lediglich in der Übungskombination, d. h. im Aufbau der Übungen, richtet sich vielleicht Japan nach etwas anderen Gesichtspunkten als Finnland, oder betonen die Vereinigten Staaten von Amerika das eine oder andere mehr, als vielleicht Frankreich. — Im Freiübungsturnen dagegen hat, man kann fast sagen, jede Nation ihre Eigenart. So ist z. B. die Freiübung des Amerikaners nichts anderes als ein akrobatisches Bodenturnen ohne jegliche Haltungs- und Verbindungsformen aus dem Gebiet des Turnens, das wir mit Freiübungsturnen bezeichnen. Der Tscheche dagegen bewegt sich in seiner

Übung kaum von der Stelle und wechselt ausschließlich von einer Waage zur andern. Mit Saltos aus einem ziemlich großen Anlauf heraus beginnt und schließt der Finne seine Freiübung. Auf eine bis ins kleinste und feinste ausgeschliffene Haltung legt er keinen allzugroßen Wert. — Merkwürdige Freiübungen zeigten die Japaner. Sie holten sich in der Zeit vor den Olympischen Spielen aus dem Turnen der einzelnen Nationen das, was ihnen am besten gefiel und reimten es zu einem Ganzen zusammen. Daher kommt es auch, daß die Japaner vorläufig noch kein „eigenes System“ im Freiübungsturnen besitzen. — Gleicher Auffassung und Ansicht im Freiübungsturnen sind: die Schweiz, Ungarn und Deutschland. Genannte drei Nationen verbinden in zweckmäßiger Weise das akrobatische Bodenturnen mit dem ausgesprochenen Saltungsturnen. In feinsten Weise zeigte das der Konstanzer Turner Willi Stadel. Seine Freiübung war nach Ansicht vieler erfahrener Turnerführer aus dem In- und Ausland die beste und wohlbedachtteste Übung, die im Verlaufe der olympischen Turnwettkämpfe geboten wurde. Wenn er auf diesem Teilgebiet des Wettkampfes trotzdem nicht die Goldmedaille errang, so liegt das in der Art der Wertung der Freiübungen. — Ein Tiefergehen in der eigenen Wertung

um sechs oder acht Zehntel-Punkte eines Kampfrichters gegenüber den beiden anderen Kampfrichtern genügt, um einem Wettkämpfer das Erringen einer Medaille unmöglich zu machen. — Die drei Teilergebnisse werden bekanntlich zusammengezählt, durch drei geteilt und bis zu „Hundertstel“ ausgerechnet. — Somit kam und kommt es, daß die drei Medaillen-Inhaber in der Wertung oft nur ein, zwei oder drei Hundertstel-Punkte auseinander liegen. — Der Badener Beckert hatte, neben Stadel, sowohl am Seit-Pferd, wie auch an den Ringen jeweils wegen $\frac{1}{100}$ oder $\frac{2}{100}$ Punkten den Anschluß an eine bronzene Medaille verpaßt. — Aus all' diesen Aufzeichnungen ist ersichtlich, daß gerade das Wertes der Übungen des Kunstturnens nicht gar so einfach ist, wo doch jede Nation auf diesem Gebiet der Leibesübungen ihre eigenen Ansichten und Auffassungen hat. Könnte man auch hier, wie im leichtathletischen Sport im Wettkampf mit Meßband oder Stoppuhr zu Werke gehen, würde man dadurch die Freude des Turners am Wettkampf gewiß wesentlich steigern. Leider aber werden wohl auch in Zukunft die persönliche Ansicht und Ritterlichkeit des Kampfrichters erste und wichtigste Voraussetzungen bei der Beurteilung von Geräte- und Freiübungen sein und bleiben! —

Leibeserziehung verpflichtet zur Arbeit an uns selbst.

(Ein Beitrag zur Arbeit in den Kreisen des NSLB.)

Von Rudolf Jenne.

Die Leibeserziehung im nationalsozialistischen Staat soll den politischen Menschen und Kämpfer vom Leibe her formen, unsere Jugend zu rassistisch hochwertigen, wehrhaften Menschen machen und sie dadurch für die Aufgaben in der Volksgemeinschaft vorbereiten. Nur der hierfür besonders geeignete Erzieher wird diese Aufgabe in vollem Maße erfüllen können. Dies gilt nicht nur für den Turn- und Sportlehrer im besonderen, nein es geht alle Erzieher an, weil die Formung vom Leibe her sich in der äußeren und inneren Haltung jedes Menschen ausdrückt. So wie der Offizier für den Soldaten, so soll der Lehrer für den Schüler in allem Vorbild sein. Immerwährende Arbeit an uns selbst ist daher unerlässlich. Keine Mühe darf zu groß erscheinen, sie wird belohnt durch die wahre Berufsfreude.

Als man in den Kreisen des NSLB. die Leibeserziehung als besonderes Sachgebiet aufnahm, brauchte es geraume Zeit, um die Mehrzahl der Mitglieder von der hohen Aufgabe dieser Einrichtung zu überzeugen. Von vornherein stand fest, daß nur praktische Arbeit zum Ziele führen konnte. Der Ausbau der Turn- und Sportgemeinschaften im NSLB. auf der Grundlage der früheren Lehrer- und Lehrerinnen-Turnvereinigungen bildete den Anfang. Es mußte jedoch eine Aufgabe und Zielsetzung gefunden werden, die eine Verbindung mit der großen Volksgemeinschaft geben konnte. Dies führte zur Bildung von Arbeitsgemeinschaften für das SA-Sportabzeichen. Erst meldete sich nur eine kleine Zahl, beim zweiten und dritten Mal

wurde es ein voller Erfolg. Bei der letzten Verleihung an 76 NSLB-Mitglieder, die der Führer der SA-Gruppe Kurpfalz, Pg. Luyken, anlässlich einer Kreistagung nach mitreisenden Ausführungen über SA- und Wehrgeist persönlich vornahm, waren über 150 Träger des SA-Sportabzeichens aus den Reihen der Mitglieder zum Appell angetreten. Dieser sichtbare Erfolg nach außen hin ist aber nicht das Wichtigste, der Wert liegt in der Erfassung und Gewinnung all dieser Menschen für eine Idee, für die neue Form der Leibeserziehung, die in der nationalsozialistischen Weltanschauung verankert ist.

Der Wunsch weiterer wehrhafter Schulung führte zu einem Abkommen mit dem Amt „Kraft durch Freude“, das für Mitglieder unseres Kreises einen Vorkurs einrichtete. Diese gerade für die Wintermonate geeignete Sportart wird schon wegen der gründlichen Allgemeinausbildung der Beteiligten noch eine weitere Förderung erfahren.

Der Ausgangspunkt für alle neuen Einrichtungen ist immer wieder die Turn- und Sportgemeinschaft des Kreises. Sie bietet den Mitgliedern die Möglichkeit zur Betätigung auf allen Gebieten der Leibesübungen. Die Sportleiter für das Schulungslager in Schriesheim kommen aus den Reihen der hier tätigen Mitglieder. Damit schließt sich der Ring unserer Arbeit zu einem einheitlichen Ganzen, und wir wünschen, daß nur noch mehr Mitglieder, nicht nur in unserem Kreis, von dem Drang beseelt werden, immer wieder ihre

Kräfte zu proben, sich jung und in Schwung zu halten, der Jugend als Vorbild und sich selbst zur Freude. Nicht das Alter ist bestimmend, der Wille und die innere Kraft entscheiden. In unserer Vorkunde tummelt sich der weißhaarige Feuerkopf so gut wie der junge Mann. An den Prüfungen für das SA-Sportabzeichen nahmen alle Altersstufen teil. Es ist die Arbeit an uns selbst, die uns jung und frisch erhält.

Wer der Jugend vorleben will, muß Taten zeigen. Nur durch Leistung und Haltung kann die Jugend gewonnen werden. Es ist nicht die absolute Leistung, die bekanntlich bei uns allen einmal abnimmt. Aber gerade die Jugend hat ein feines Verständnis dafür, wer sich in der Leistung hält und dadurch gleichbleibend die Haltung besitzt, die der junge Mensch von seinem Erzieher als Vorbild erwartet.

Sich werfen: besser als stürzen.

Die richtige Falltechnik.

Von Karl Reinhardt.

Es gibt für das Selbstvertrauen eines Jungen eine einwandfreie Probe. An Händen und Beinen gepackt und in tiefes Wasser geworfen, kommt es darauf an, schnell in der Schwimmlage zu sein und noch schneller die richtige Stelle am Ufer zu entdecken, um herauszukommen. Da nicht überall und zu jeder Zeit Schwimmgelegenheit vorhanden ist, müssen alle anderen Möglichkeiten benützt werden, um Unerfrorenheit und Selbstvertrauen so auszubilden, daß alle Fähigkeiten des Charakters und des Körpers in der gleichen Richtung, eine Schwierigkeit zu überwinden, wirksam werden. Keine bisher verborgene Schwäche darf als Hemmung dieser Richtung entgegenstehen. Dem echten Draufgänger genügt es nicht, unvermeidliche Treffer ruhig einzustecken und gegen Kumpelien abgehärtet zu sein.

Im folgenden soll nun gezeigt werden, wie jeder Junge den letzten Rest von Wehleidigkeit überwinden kann. Das beste Mittel, freiwillige Härte gegen sich selbst zu üben, ist das richtige „sich auf die Erde Werfen“, wie es vorkommt beim Freiringen, beim Judo oder beim Rugby. Die Technik des Fallens oder besser Zechens verbindet turnerischen Mut mit einer allseitigen Beanspruchung des ganzen Körpers. Das Bewegungsgefühl der überwiegend aufrechten Haltung bei den meisten Leibesübungen wird durch eine neue Bewegungsrichtung erweitert, bei der alle Ungeübten zunächst die Geistesgegenwart verlieren. Um so größer ist die Überlegenheit derer, die durch keine Drehung oder ungewohnte Perspektive ihre Sicherheit verlieren und jeden Sturz ohne Verletzung auffangen können.

Äußerlich betrachtet, erkennt man beim Zechtsprung zur Erde den Absprung, den Flug durch die Luft und die Landung. Da es jedoch für die Entschlußkraft eine Totalbewegung ist — denn eine willkürliche Unterbrechung ist nach dem Absprung nicht mehr möglich — läßt sich diese Mutübung nicht zusammensetzen aus Vorübungen. Die Einteilung soll lediglich auf die Gebiete hinweisen, in denen man Gewöhnungsübungen findet.

Der Flug durch die Luft.

Aus dem Anfangsturnen ist selbstverständlich, daß man beim Abgang zum Stand auf beide Beine kommt. Dagegen müssen Höhe und Weite des Fluges so gesteigert werden, daß die Entfernung zum Boden den frei Abspringenden nicht mehr beeinflusst.

Tiefsprung: von der Sprossenwand aus verschiedener Höhe. Von Leitern und von Bäumen. Von Dämmen in die Sandgrube.

Bockspringen: Grätsche und Hocke. Gerät dabei höher stellen und Abstand zum Sprungbrett vergrößern. Auch ohne Sprungbrett.

Seitpferd: Zechtsprung auf die Schultern der gegenüberstehenden Hilfestellung. Dasselbe über einen aufgelegten Medizinball oder einen im Keitsitz geduckten Turner.

Längspferd: Riesengrätsche und Hocke.

Reck: Flanke, Hocke, Grätsche aus dem Stand. Steigern bis zum hohen Reck. Dazu Aufhocken, sofort Aufstehen auf der Reckstange und Absprung.

Barren: Flanke, Hocke, Grätsche aus dem Seitstand über einen und beide Holmen (Hüfthöhe). Dasselbe aus dem Seitliegestütz vom hohen Barren. Ebenso beim Hindernislauf über die verschieden hochgestellten Holmen.

Schaukelringe: Starkes Schwingen. Aus dem Streckhang beim Rückschwung abspringen, an der höchsten Stelle der Schwingbahn im Augenblick der Umkehr zur Vorwärtsbewegung. Matten, Hilfestellung!

Tischspringen: (wo vorhanden), Flanke, Hocke, Grätsche, hohe Wende, Überschlag. Dasselbe über die Ecken des Tisches. Tisch höher stellen.

Prellen: mit der Zeltbahn. Die Saltemannschaft muß sich nach allen Seiten bewegen können und gleichmäßig spannen. Prellen über hartem Untergrund ist verboten. Es macht jedoch viel Freude auf einer Wiese während der Spielnachmittage oder auf Fahrten.

Es gibt natürlich noch viele turnerische Abgänge und Sprünge. Es sind absichtlich nur die gewählt, die sich für einen breiten Übungsbetrieb eignen und nicht nur für veranlagte Geräteturner.

Die Landung.

Zu einem elastischen Auffangen des Körpers müssen Hüften und Wirbelsäule besonders kräftig und beweglich sein. Das Wasserspringen kommt unserem Zechen am nächsten, macht durch den Körperaufschlag unempfindlich und die Wirbelsäule besonders beweglich.

Paketsprung: Absprung aus einer Höhe von 1, 3 und 5 Metern ins Wasser. Die Hände umfassen die angehockten Kniee.

Startsprung: flach aufs Wasser. Hände kräftig aufschlagen.

Startsprung mit Drehungen um die Längsachse: Alle Schwimmer halten sich im Wasser an einer Stange am Rand des Schwimmbeckens fest. Rücken zur Schwimmbahn. Beim Anhocken, Füße aufstemmen, Beine und Körper plötzlich strecken und über das Wasser werfen, dabei in der Luft Drehung zur Bauchlage.

Startsprung: Hochreißen der gestreckten Beine bis zum rechten Winkel mit den Hüften, sofortiges Strecken des ganzen Körpers, Kopf zurück, Füße tauchen zuerst ein bei möglichst schräger Körperlage, Rücken zum Wasser.

Die größte Beweglichkeit der Hüften wird beim Skilaufen erreicht.

Geländesprung: über kleine Schneeschancen und Bodenwellen. Ein Ski wird leicht vorgeführt beim Aufkommen, dabei federnd in der halben Hocke.

Quersprung: um einen Stock, um zwei Stöcke.

Die eigentliche Falltechnik.

Neben dem dauernden Wiederholen der Gewöhnungsübungen, wie sie beschrieben wurden, muß schon das Üben auf der Matte oder in der Sandgrube beginnen. Als Matte ist eine Ringermatte zu verwenden oder mehrere zusammengelegte Turnmatten.

Bodenturnen: Mit Purzelbaum, Sechttrolle und Übersschlag über die Bank wird angefangen. Dazu aus dem Stand: fallen in den Liegestütz auf den Händen, fallen auf die Unterarme. Handflächen und Unterarme müssen kräftig aufschlagen. Um die Gefahr eines Armbruches zu vermeiden, muß gezeigt werden, daß der ganze Körper völlig entspannt und federnd auf dem Boden landet.

Am besten mit vielen Bällen flaches Torschießen üben und die Tormänner dauernd wechseln. Auch in der Halle: Schuß aus 7—11 Metern. Torbreite etwa vier Meter. Untergrund Matten.

Fallen in die Bauchlage: Arme gewinkelt; die Handflächen und Unterarme, unter der Brust schräg nach vorn zeigend, schlagen kurz vor dem Auftreffen des Körpers kräftig auf den Boden, um den Körper abzufedern.

Fallen in die Rückenlage: Genau so die Wucht des stürzenden Körpers abbremsen durch Schlag beider Arme oder eines Armes auf den Boden, Handflächen nach unten. Dazu das Kinn blitzschnell anziehen.

Vorhechten zur Bauchlage: durch plötzliches Bein Strecken und schnellkräftiges Strecken des Körpers nach vorn, nach der Seite. Zuerst aus dem Hockstand, dann aus der halbtiefen Kniebeuge, zuletzt aus dem aufrechten Stand. Dasselbe mit kurzem Anlauf.

Wenn am Anfang von der Notwendigkeit gesprochen wurde, ein sicheres Mittel zu haben, um jede Wehleidigkeit aus den Jungen herauszubringen, so soll zum Schluß gesagt werden, daß diese Unzerbrechlichkeit dem Jungen nur Freude macht, wenn er sie auch zum Einsatz bringen kann. Schon für die Jüngeren erfordert das Freistilringen ein absolut sicheres Fallen, um nach einem Untergriff oder Beinhebel oder Rückenschwung vom Boden weg zum Angriff übergehen zu können. Die Älteren, die in der Rugbymannschaft stehen, brauchen das Sechsten zum Fassen des Gegners, der im besten 100-Meter-Tempo mit dem Ball unterem Arm durchbrennt, zum Handauf beim Versuch oder zum „Töten“ des Balles durch Handauf als Verteidiger; am verwegentesten schließlich, wenn es gilt, den Ball vor den Füßen des anstürmenden Gegners durch einen Sechtsprung wegzuholen.

Das Jägerballspiel in den Mädchenschulen.

Von Tilla Fremerey.

Jägerball ist ein recht vielseitiges Spiel. Nicht nur Wurf — und zwar nach einem beweglichen Ziel — und Fang werden geübt, sondern es wird auch Zusammenspiel und schnelles Erfassen der Lage gefordert. Durch den schnell einmal hierhin, einmal dorthin wechselnden Spielverlauf werden alle Mitspielenden weitgehend herangezogen und faules Herumstehen vermieden.

Jägerball wird meist mit dem großen Hohlball gespielt, kann jedoch auch mit dem Schlagball gespielt werden, vor allem wenn man später Schlagball einüben will. Jedoch empfiehlt es sich, mit dem Hohlball anzufangen, da das Spiel mit dem Schlagball natürlich schwerer ist. Dies läßt entsprechend verschiedene Wurf- und Fangarten zu. Es kommt auch heute immer wieder vor, daß untenherum geworfen wird. Das darf von vornherein nicht zugelassen werden. Diesen Wurf kann man schon dadurch verhindern, daß man beim Einüben des Spieles als Regel aufstellt, daß nicht am Oberkörper oder gar am Kopf getroffen werden darf. Die Schülerinnen müssen selbst einsehen, daß der richtig geworfene Ball viel vorteilhafter ist, einmal weil die Hasen den so geworfenen Ball schwer fangen können (ein ordnungsgemäß gefangener Ball gilt nicht als Treffer), und zum andren, weil der Ball viel besser gestoppt werden kann, je steiler er geworfen ist.

Zu dem Wurf kommt nun das Zielen nach einem beweglichen Ziel. Es darf nicht unüberlegt drauflos geworfen werden, sondern es muß genau auf den laufenden Hasen gezielt werden. Die Kinder müssen lernen, daß man am sichersten trifft, wenn man genau in der Laufrichtung des fliehenden Hasen werfen kann. Steht man schräg zu dem Laufenden, dann muß mit einbezogen werden, daß sich, während der Ball fliegt, Abstand und Wurfrichtung ändern. Der einzelne kann da

nur schwer etwas erreichen. Man muß den Hasen vielmehr von drei Seiten durch geschicktes Zuspielen angehen. Dieser Wurf kann in der Halle leicht vorgeübt werden. Die Schülerinnen bilden einen Kreis, eine kommt in die Mitte und soll nun von den Umstehenden abgeworfen werden. Diejenige, die getroffen hat, darf dann in die Mitte.

Da jeder gefangene Ball seiner Partei Vorteil bringt, liegt es im Interesse der Spielenden selbst, daß gefangen wird. Der Ball darf aber auf keinen Fall mit dem Oberkörper abgestoppt werden. Das ist nicht nur ungesund, sondern auch ein sehr unsicheres Fangen. Der Ball muß mit beiden Händen bzw. einer Hand gefangen werden, wobei sich die Arme dem Ball entgegenstrecken. Während die Hände zugreifen, wird der Ball weich und in gelockelter Haltung an den Körper herangezogen. Besonders beim Schlagball muß sehr auf lockere Haltung und offene Hand geachtet werden; denn nur das richtige Fangen kann den Kindern die Angst vor dem Ball abgewöhnen, die gerade beim Schlagball besonders groß ist. Um richtiges Fangen einzuüben, ist der Medizinball sehr geeignet. Um die Schülerinnen zum Fangen zu zwingen und um das Tempo für den Anfang zu vermindern, ist es überhaupt empfehlenswert, daß nur der gefangene Ball zum Wurf auf die Hasen berechtigt.

Neben den Wurf- und Fangübungen ist auch ein gutes Zusammenspiel unbedingt erforderlich. Die Lage muß durch schnelles und überlegtes Zuspielen genügt werden. Von den Hasen wird recht viel an Gewandtheit und Ausdauer verlangt, wollen sie nicht sehr schnell abgeworfen werden. Jägerball ist auch ein sehr gutes Vorbereitungsspiel für Schlagball, der dann in noch stärkerem Maße Zusammenspiel und Werfen nach einem beweglichen Ziel fordert.

Bücher und Schriften

Friedrich Alfred Beck: Im Kampf um die Philosophie des lebendigen Geistes / Sirt, Breslau 1936 / 55 S., 1,20 RM.

Hand in Hand mit den Bestrebungen, den kosmopolitisch-humanistisch-idealistischen Menschen aus dem leeren Raum des reinen und absoluten Menschentums, in den er sich verschieben hatte, auf die Erde zurückzuholen, gehen die Bemühungen, die lebensfremd und abstrakt gewordene Philosophie wieder so an die Wirklichkeit zu binden, daß sie Lebensschöpfung und Lebensführung sein kann. Im Kampf um diese Philosophie des lebendigen Geistes legt der Verfasser hier einen „Aufruf in 10 Thesen“ vor, die in klarer und überzeugender Weise den Grundriß entwerfen für ein philosophisches Gebäude aus den Ideen unseres völkischen Wesens und den Formen unserer völkischen Wirklichkeit: „Wir binden die neue Philosophie an das Gesetz des völkischen Wesens und stellen sie bewußt als gestaltende Tätigkeit in die völkische Wirklichkeit, weil der Geist nur im Leben zu einem wesenhaften Wert zu kommen vermag, alles Leben aber im völkischen Wesen wurzelt und völklich zum Ausdruck kommt.“ (S. 53.) So bildet diese programmatische Schrift nicht nur eine wertvolle Einführung zu den größeren philosophischen Werken des Verfassers (Schöpferische Philosophie, 1933), sondern sie kann auch der sichere Ausgangspunkt werden für eine eingehende Beschäftigung mit allen jenen Richtungen der Philosophie, die im Dienst einer neuen Sinnerschöpfung des Lebens stehen und sich den geschichtlichen Entscheidungen der Gegenwart verpflichtet fühlen. Speer.

Friedrich Seifert: Schöpferische deutsche Philosophie / Herm. Schaffstein, Köln 1936 / 63 S., brosch. 0,40 RM., geb. 0,80 RM.

Der Münchner Philosoph hat sich die überaus schwierige, aber auch sehr dankbare Aufgabe gestellt, unter Verzicht auf systematischen Grundriß oder geschichtlichen Überblick in möglichster Kürze darzulegen, „was den eigentlichen wesentlichen Inhalt deutschen Philosophierens in seinen besten und höchsten Bestrebungen ausgemacht habe“. Er greift zu diesem Zwecke aus der fast unüberschaubaren Fülle der philosophischen Probleme drei für das deutsche Denken entscheidende und innerlich zusammenhängende Grundfragen heraus. Zunächst betrachtet er das Leben des deutschen Geistes zwischen Chaos und Form, das sich mit den Spannungen zwischen dem irrationalen und dem rationalen Bewußtsein überschneidet. In den Mittelpunkt der Erörterungen tritt sodann „der eigentlich deutsche Fund und Wurf im großen Reich philosophischer Formeln“, der Gedanke der Entwicklung. Er wird in Zusammenhang gebracht mit der Philosophie des Seins, wie sie einst Parmenides schuf, und mit der dieser entgegengesetzten Philosophie des Werdens, deren Vater bekanntlich der dunkle Heraklit ist. Das Büchlein gipfelt in der Behandlung derjenigen Frage, auf deren Beantwortung die deutschen Denker von jeher besonders bedacht waren, nämlich der Frage der Gegensätze.

Erfüllt von dem Bewußtsein, daß uns philosophische Wahrheiten nur in geschichtlicher Form begegnen können, beschwört der Verfasser die großen schöpferischen Gestalten der deutschen Philosophiegeschichte als Zeugen des deutschen Wesens. Meister Eckhart erscheint „als einzigartiges Bild einer Wesensverbindung von germanischer Seele, christlicher Frömmigkeit und antikem Geisteserbe“. Ihm zur Seite tritt der Denker, der das Schicksalswort der deutschen Philosophie von der coincidentia oppositorum aussprach, Nikolaus von Kues. Selbstverständlich fehlt in dieser Reihe nicht der philosophus teutonicus oder, wie ihn seine Gegner höhnend nannten, der tutor antichristus. J. Böhmes großer Gedanke, daß Gott und Natur trotz ihrer Gegensätzlichkeit nicht auseinanderfallen, sondern eins im andern zu denken sei, scheint der

deutschen Seele, die sich ebenso der Natur wie Gott verbunden fühlt, unabweislich. Aus der „großen, unbegreiflich fruchtbaren Epoche“ der deutschen Philosophie von 1780 bis 1830 werden in erster Linie Kant und Hegel gewürdigt, insbesondere wird die ausschlaggebende Bedeutung des Problems der Antinomien für die Entwicklung des Kantischen Systems und deren Erweiterung zum dialektischen Denken Hegels treffend dargestellt. Der Geist Hegels steht überhaupt unsichtbar hinter der ganzen Arbeit. Die Verwandtschaft der Hegelschen und Goetheschen Methoden sowohl untereinander, als auch beider mit der Idee des Kantischen intellectus archetypus wird aufgezeigt und die der Verabsolutierung des mathematisch-mechanistischen Denkens entgegengesetzte gegenständliche, gestaltschauende und sinnbildliche Betrachtungsweise Goethes und sein dem Hegelschen dialektischen Prozeß entsprechender Begriff der Metamorphose, welcher alles Leben nach den Grundgesetzen der Polarität und der Steigerung unterworfen ist, finden die verdiente Beachtung. Die Untersuchung des Apollinischen und Dionysischen zeitigt das Ergebnis, daß es verfehlt wäre, den deutschen Geist und die deutsche Weltanschauung auf ein Prinzip, etwa das dionysische, zurückzuführen zu wollen. Denn der Deutsche ist nicht, sondern wird und entwickelt sich und erscheint gerade deswegen den anderen Völkern so „unfaßbar, unfänglich, widerspruchsvoll, unbekannt, unberechenbar, überraschend, selbst erschrecklich“ (Nietzsche). Auf dieser Eigentümlichkeit des deutschen Menschen beruht es im Grunde, daß der deutsche Philosoph, vom abstrakten, einpoligen Denken der formalen Logik unbefriedigt, zu einer sich antithetischer, dialektischer Methoden bedienenden Philosophie des Werdens, zu einem immanenten Heraklitismus neigt, der ihn als den ewigen Protestanten in unüberwindlichen Gegensatz zu dem statischen Wahrheitsbegriff aller in festen Dogmen erstarrten Richtungen bringt.

Es dürfte wohl kaum ein zweites Büchlein philosophischen Inhaltes geben, daß auf so engem Raum eine gleiche Fülle gediegenen Wissens und wirklicher Weisheit enthält. Dem Kundigen bestätigt es die Ergebnisse seiner Studien, den Anfänger in der Philosophie aber führt es an die Quellen, aus denen er das Wasser des Lebens schöpfen kann. Die klare und flüssige Sprache, die Verdeutschung der schwierigeren Fachausdrücke und erklärende Anmerkungen machen es auch für den philosophisch noch weniger Geschulten gut lesbar. Möchten recht viele Leser aus ihm begreifen lernen, was „deutsch sein“ heißt. A. Meusel.

Ernst Ludwig Schellenberg: Wesen und Werk / Sprüche des Meisters Eckhart / Kurt Stenger, Erfurt / 0,90 RM.

In einer Zeit so gewaltigen Umbruchs wie der unstrigen, wird keine menschliche Lebensäußerung davon unergrißen seitab bleiben. Es wäre töricht zu glauben, Lebensformen und -anschauungen, die gewesenen Geschlechtern genügten, könnten wandellos in einer neuen Zeit fruchtbar weiter wirken. Wo wirkliches Leben weht, wandelt es sich stetig. Und ist es nordisch bestimmt, so wandelt es sich strebend dem Idealen, der Vollendung zu.

Ein Kämpfer germanischer Prägung war der Mystiker Eckhart. Wir dürfen dem Verlag dankbar sein, daß er allen religiös suchenden Deutschen dieses Büchlein — von erfahrener Hand zusammengestellt — vorlegt. Wir erkennen den Meister Eckhart darin als den ersten Deutschen, der, obwohl als Ketzer verklagt und von der Inquisition verhört, tapfer als Kämpfer germanischer Diesseitsfrömmigkeit, einer inneren Berufung treu, gegen dogmatischen Formalismus kämpft, für das Ewig-Gültige über dem menschlich Wandelbaren, der das Leben preist als Stätte der Bewahrung und die Tat als Stufe zur Vergottung des Zeitlichen.

Dem Büchlein vorgestellt ist eine ausgezeichnete, gedrängte Einführung in Leben und Wollen des Meisters. Es ist unserem Reichsamtseiler Wächtler gewidmet. Mehr als diese Besprechung mögen einige Aussprüche für das Büchlein werben:

Wer da wirkt in dem Lichte, der geht auf in Gott, frei und aller Vermittlung ledig: sein Licht ist sein Wirken, und sein Wirken ist sein Licht.

Was der Mensch mit großer Arbeit erstreiten muß, das wird ihm eine Herzensfreude, und dann wird es auch fruchtbar.

Ort der Liebe ist allein der Wille. Wer mehr Willen hat, der hat auch der Liebe mehr. W. Kraft.

D. Dr. Herm. Tögel: Germanenglaube (5. Band des sechsbändigen Werkes „Der Werdegang der christlichen Religion“) / Julius Klinckhardt, Leipzig 1935 / Leinen 6,80 RM.

Das deutsche Volk befindet sich in einer Krise seines Glaubenslebens, die von keinem Einsichtigen mehr geleugnet werden kann. Auseinandersetzungen über die „religiöse Frage“ bewegen die Öffentlichkeit, alte und neue Gruppen bekämpfen einander mit einer Heftigkeit und mit Methoden, die nur zu sehr an das zu Grabe getragene Parteileben erinnern. Gewiß sind Auseinandersetzungen notwendig und gut, solange sie sich auf das Glaubensstümliche beschränken und im Geiste der Volksgemeinschaft geführt werden. Wer aber die „religiöse“ Kampfliteratur unserer Tage auch nur oberflächlich kennt, weiß, welche vielfältigen, durchaus nicht religiösen Absichten sich mit der Maske des Glaubensstreits tarnen, wie die Fronten willkürlich verschoben werden, wie trügerische Schlagworte, Begriffsspalterei, Unsachlichkeit dem Kampfe das Beste von seiner zureichenden Kraft rauben. Gegenüber solchen, leider vorherrschenden Erzeugnissen erfüllt das vorliegende Buch die Bedingungen, die man an einen Beitrag zur Glaubensfrage stellen muß. Es ist sachlich, gründlich, warmherzig, ohne eine Nebenabsicht geschrieben; es muß von deutschen Menschen ernst genommen werden als das rückhaltlos ehrliche Bekenntnis eines Deutschen.

Der Verfasser erstrebt eine Verbindung lebendiger germanischer Glaubenswerte mit der christlichen Lehre. Er will das „Christentum mit deutsch-religiösem Fühlen sättigen“; „heimatliche, vaterländische, deutsche Gefühle“ sollen „in die führenden christlichen Frömmigkeitsgefühle eingeschmolzen werden“. Der Verfasser geht von der Erkenntnis aus, daß das geschichtlich überlieferte Christentum der deutschen Seele nicht genügen kann; es ist ihm zwar „die höchste Religion“, „aber in jeder wirklichen Glaubensform sind Wahrheitskeime verborgen“. In den alten deutschen Glaubensformen schlummern Werte, „die wir wieder wecken müssen“. Der Band ist demnach in der Hauptsache der Darstellung altgermanischen Glaubenslebens gewidmet. Es muß anerkannt werden, daß diese Darstellung im großen und ganzen gut ist und von einer liebevollen Vertiefung zeugt. Nichts bleibt toter mythologischer Stoff, alles wird gegenwärtiges deutsches Leben, wenn auch manche Deutung nicht stichhaltig ist. Überzeugend wirkt die in dem Kapitel „Urfömmigkeit“ zum Ausdruck kommende Naturverbundenheit, die den Verfasser auch das Naturleben unserer Vorfahren als deutsche Frömmigkeit sehen läßt. Dem in der kirchlichen Literatur immer noch üblichen Vorwurf der „Vielgötterei“ und des „Götzendienstes“ begegnet man bei Tögel nicht. Die Bergverehrung ist „bei dem Germanen nie so geartet gewesen, daß er vor den Bergen niedergefallen wäre und zu ihnen betend die Hände emporgehoben hätte. Er hat keine Berggötter gehabt. Es war Urfömmigkeit“. Daß bei Goethe diese Naturfrömmigkeit „emporgehoben ins Christliche“ gewesen sei, wird man bezweifeln dürfen. Im Abschnitt „Sonnenglaube“ heißt es: „Angebetet oder zu einem Gott erhoben haben die Germanen die Sonne niemals. Es handelt sich um ... Urfömmigkeit.“ Im Abschnitt „Wald- und Baumglaube“ ist zu lesen: „Ursprünglich ist der Baum nicht deshalb heilig gehalten worden, weil er den Göttern geweiht war, sondern er wurde mit den Göttern in Verbindung gebracht, weil er an sich heilig war.“ Diese Waldfrömmigkeit ist im besonderen germanische Frömmigkeit. Weder die Semiten noch die Romanen kennen sie.

Nicht Paulus, nicht Franziskus von Assisi, auch nicht Jesus kannte den Wald, wie wir Deutsche ihn kennen. So ist die Erhaltung des Waldes nicht nur für die Wirtschaft und die Gesundheit des deutschen Volkes, sondern auch für seine Frömmigkeit von Bedeutung.“ Im Kapitel über die Götter fordert Tögel „einen im besonderen deutsch empfundenen Frühlingsglauben.“ (Neben der „biblischen Frömmigkeit“.) Der Christenglaube betont religiös die Familie und die Menschheit, aber nicht das Volk. „Hier ist eine leere Stelle in unserem Glauben. Diese müssen wir vom Germanenglauben her auffüllen.“ (Abschnitt „Der alte Himmelsgott“.) „Auch unser Volkstum ist für uns eine Offenbarung Gottes.“

Diesen rassehaften deutschen Glaubenskräften will der Verfasser „im religiösen Leben des deutschen Volkes der Gegenwart eine bescheidene, aber doch die ihnen gebührende Stelle“ eingeräumt wissen. Das dürfte vielen zu wenig sein. Tögel geht nicht auf die Widersprüche ein, die aus der Vereinigung von deutschem Götterglauben und kirchlicher Dogmatik immer von neuem entstehen müssen. Was er im „Germanenglauben“ unter „Christentum“ versteht, scheint von solcher Dogmatik weithin frei zu sein. Es ist aber zu fragen, ob das in der von ihm erstrebten Synthese Germanentum — Christentum enthaltene „Christentum“ mit dem geschichtlichen Christentum eines Paulus viel mehr gemein haben würde als den Namen? Ob bestenfalls die heiligsten Werte der deutschen Seele, für uns eine unmittelbare Offenbarung Gottes, zum Versuch einer bewußten Germanisierung des Christentums dienen dürfen, ob sie eingesetzt werden dürfen zu einem angeblich bescheidenen Dienst, der aber in Wahrheit eine abermalige entscheidende Rettungstat vom germanischen Wesen her wäre? (vgl. Kolbenheyers Schilderung!). Der Dichter des „Seliand“ zeigte Jesus als germanischen Volkskönig; das Bild erwies sich bald als unbrauchbar, weil es den Tatsachen widersprach. Jedes spätere „deutsche Christentum“ scheiterte an den Tatsachen des geschichtlichen Christentums. Wie sehr bei Tögel der Wunsch der Vater des Gedankens sein kann, zeigt seine Auffassung der „Jerninful“ (Teudt) auf dem Bildwerk an den Externsteinen als „demütigen Baum“, der sich, gemäß deutschem Volksglauben, vor Jesus beugt. Wer das Bild auch nur oberflächlich ansieht, muß die Unmöglichkeit dieser Erklärung zugeben. Die Vorstellung des brutal geknickten Wahrzeichens arteigenen Götterglaubens ist allerdings mit dem Lieblingsgedanken Tögels schlecht vereinbar. Zeller.

Walther Schulz: Indogermanen und Germanen / B. G. Teubner, Leipzig 1936 / 104 S. mit 98 Abb., Kart. 2,40 RM.

Es ist erfreulich, daß eine klare, übersichtliche und leicht verständliche, zusammenhängende Darstellung der schwierigen aber wichtigen Fragen über Entstehung, Gesittung und Ausbreitung des Stammvolkes des germanischen Volkstums erschienen ist. Ohne sich auf eine Polemik einzulassen, stellt der Verfasser zwei wichtige Grundzüge in den Vordergrund: Entstehung der Indogermanen im mitteleuropäischen Raum, Zusammenwachsen der nordisch binneländischen und ostjelländischen Gruppen zur neuen Gruppe der Germanen.

Die indogermanischen Urelemente werden bis in die ältere Steinzeit zurückverfolgt und die ihnen wesentlichen Gesittungsformen aufgezeigt. Dann verfolgt der Verfasser diese Ureinwohnerschaft Mitteleuropas bei ihrem Vordringen in den eisfrei gewordenen Norden und zeigt wie sich dort die Gruppen der Indogermanen mit ihren scharf umrissenen Kulturen ausgebildet haben. Nicht nur die sachliche Gesittung dieser Indogermanen findet in dem Buche ausgiebige Würdigung, sondern auch die Geistesäußerungen. In gleicher Weise wie bei den Indogermanen verfährt der Verfasser bei der Darstellung ihrer Nachkommen im Kerngebiet der Germanen, die als „echteste Nachkommen der Indogermanen“ anzusprechen sind. Ein Schlusskapitel behandelt knapp aber scharf umrissen und anschaulich die Ausbreitung der Germanen nach den verschiedensten Himmelsrichtungen.

Das Buch ist das, was wir in der Hand des Lehrers brauchen und schon lange erwünschten. Gutmann.

Gustav Schalk: Meisterbuch deutscher Götter- und Zeldensagen / Mit 56 Textbildern und 4 Farbentafeln v. W. Petersen / Ullstein, Berlin / 4,80 RM.
In geschmackvollem Leinenband und gutem Druck tritt diese Neuauflage der Schalk'schen Sagensammlung vor uns.

Wieder erfreut uns die anschauliche Sprache, ob Thors Wettkampf mit Utgardlotti, die Schlacht auf dem Wulpenfand oder Parzivals Jugend erzählt wird. Da und dort findet sich zwar eine Häufung schmückender Beiwörter, aber die Sprache ist sonst gegenüber anderen Sagennachdichtungen ruhig und ohne Schwulst. Es wird aber immer das wichtigste Problem aller Sagen erzählung bleiben, trotz dem erhabenen Stoff (vor allem in der Göttersage) eine kindgemäße, einfache, tonärmere, aber spannungsreichere Sprache zu finden. Dietrich von Bern etwa im Pathos daherreden zu hören, ist qualvoll. — In der Darstellung Schalks ist dieses Problem seiner Lösung nähergebracht.

Die Sammlung enthält neben den wesentlichsten Göttersagen, die Zeldensagen der Hegalungen, Nibelungen, Amelungen, des Parzival, Lohengrin und Tannhäuser. Auf die Gesamthaltung, den Aufbau und die wissenschaftliche Glaubwürdigkeit der Sagen erzählung von Schalk, braucht hier nicht eingegangen zu werden, da ihre Vorzüge ja längst allgemein bekannt sind.

Anders steht es mit der neuen Bildausstattung. Von den vier Buntbildern ist nach Form, Geschmack und Farbwahl nur eines (S. 256) „Siegfrieds Abfahrt vom Hohenstein“ gelungen. Die 56 Textbilder (Federzeichnungen) sind lebendig und anschaulich. Aber es fehlt hier eines, was für den Jungen überhaupt das Bild erst sinnvoll macht: Das Charakteristische! Ob Siegfried oder Dietrich, ob Heime oder Wittich, ob Sagen von Tronje oder Fettel oder ein Knecht, alle sehen gleich aus. Es ist typisiert, statt charakterisiert. Und was hat davon ein Junge, der seine Zelden lebendig vor sich sehen will? Insgesamt kann also gesagt werden, daß die Bilder den Wert des Buches schwächen, statt ihn zu erhöhen. Dr. Pfaff.

Walter Merk: Vom Werden und Wesen des deutschen Rechts / (Schriften zur politischen Bildung in Friedr. Manns Pädagog. Magazin) / 3. Auflage / Hermann Beyer & Söhne, Langensalza 1935 / 114 S., geb. 2,10 RM.

Die Schrift des Freiburger Rechtslehrers Walter Merk vermittelt gerade der Allgemeinheit die Bedeutung und den Geist des alten deutschen Rechts und beseitigt Unwissenheit und Mißverständnisse, die die Beurteilung des alten deutschen Rechts beeinträchtigt haben. Sie zeigt in klarer Weise auf, wie sehr den Deutschen bis ins späte Mittelalter hinein das volkstümliche Recht Gemeinschaftsgut war und wie Recht und Rechtsempfinden übereinstimmte. Es findet sich aber auch eine Schilderung des unseligen Zwiespalts zwischen Recht und Rechtsempfinden, den die Abkehr von dem völkisch bedingten deutschen Recht zu dem angeblich fortschrittlichen römischen Recht mit sich brachte. Die Behauptung, das rückständige deutsche Recht sei durch ein neuzeitliches römisches Verkehrsrecht ersetzt worden, wird hier eindeutig zurückgewiesen, die Bedeutung und der Wert des deutschen Rechts eingehend geschildert und gewürdigt. Wenn in der Rechtslehre des Dritten Reiches die durch die Rezeption und die Aufklärungszeit verschütteten Grundgedanken des alten deutschen Rechts wieder zum Durchbruch gelangen, so zeigt sich darin das Bestreben, Recht und Volkstum in Übereinstimmung zu bringen; zugleich wird aber auch der überzeitliche Wert der Grundhaltung des alten deutschen Rechts offenkundig. Wenn heute wieder die Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft, die Treue und die Ehre Kernpunkte der Rechtsfindung werden, so schließen wir unmittelbar an die Grundhaltung des alten deutschen Rechts an und überwinden gleichzeitig den materialistischen und individualistischen Geist des römischen Rechts, das unser angestammtes Rechtsgut so lange unheilvoll überwucherte.

Man darf dieser Schrift, die flüssig und allgemein verständlich geschrieben ist, weiteste Verbreitung wünschen. Suber.

Willi Andreas: Der Bundschuh / Schaffstein, Köln / Brosch. 0,40 RM., geb. 0,80 RM.

Die Schrift von W. Andreas über den Bundschuh ist für einen weiteren Leserkreis geschrieben. In schlichter, doch nicht kunstloser Sprache schildert der Heidelberger Historiker die Geschichte der Bundschuhverschwörungen, die in der Zeit von 1493 bis 1517 am Oberrhein, im Kraichgau und in der Bühler Gegend zu fünf ergebnislosen, blutig unterdrückten Aufständen geführt haben. Die Ursachen des Aufsturus lagen örtlich verschieden, aber sie ähnelten sich: Weltliche und kirchliche Obrigkeit mißbrauchen ihre Gewalt und schnüren den persönlichen und wirtschaftlichen Lebensraum des Bauern immer mehr ein. Aus Mangel an Einsicht und einer übergeordneten politischen Führung unterbleiben die notwendigen Reformen. So werden die Forderungen der Bauern radikaler, und Führer wie der zähe, verschlagene Johs Fritz arbeiten bereits auf eine allgemeine Erhebung des „gemeinen Mannes“ hin. Die Bundschuhverschwörungen werden damit zum Vorpiel des blutigen Dramas, das sich alsbald abspielen wird, des Bauernkrieges von 1525/26. Es wäre zu wünschen, daß das Büchlein die verdiente Aufmerksamkeit finden würde, zumal sein Preis sehr niedrig ist. Ueber.

Friedrich Köppler: Die Flurnamen von Diersheim / Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1935 / 42 S. Oktav, mit einer Karte, geb. 2,50 RM.

Ministerialrat Prof. Eugen Fehle, der Leiter der badischen Flurnamensforschung, gab vor 25 Jahren mit der wegweisenden Abhandlung seines Bruders Ernst Fehle (Die Flurnamen von Aasen, G. Braun, Karlsruhe), Anregung und Anleitung zur Sammlung von Flurnamen. Leider mußte im Krieg die Arbeit ruhen und konnte auch in den ersten Jahren nachher wegen der Ungunst der Verhältnisse nicht wesentlich vorangebracht werden. Dann aber rief der Flurnamenausschuß abermals zur Mitarbeit auf, und bald konnte er eine stattliche Zahl von Sammlern bekanntgeben, die, ergriffen von dem nach dem Kriege sich mächtig regenden Heimatgefühl, mit anerkanntem Eifer ans Werk gingen. Doch heimattreue Gesinnung, vaterländische Begeisterung und guter Wille lassen die Arbeit noch nicht gelingen. Sie geben wohl Auftrieb, aber zum Vollbringen bedarf es formgebender Kräfte, beharrlichen Fleißes, umfassender geschichtlicher, natur- und sprachkundlicher auch rechtsgeschichtlicher Kenntnisse sowie eines ausgesprochenen, vielleicht angeborenen Spürsinnes.

Wir verargen es den Allzuvielen, die mit den bravsten Vorsätzen zu suchen begonnen hatten, gar nicht, wenn sie früher oder später die mühevollen Arbeit einstellten. Andererseits können wir auch hinweisen auf zahlreiche Heimatforscher, die selbstlos und ernsthaft das angefangene Werk fortsetzten, so daß jetzt bereits sechs Flurnamensammlungen im Druck erscheinen konnten (Gutmadingen, Gildmannsfeld, Freiburg i. Br., Wartenberg, Rincklingen, Diersheim). Sie sind eine fast unerschöpfliche Fundgrube für die Volkstumsforschung. Wer den Quellen unseres Volkstums nachspüren, den Gang der Entwicklung innerhalb der Jahrhunderte und Jahrtausende verfolgen möchte, wird auch einmal lauschen, was die Namen von Brunnen und Bächen, Äckern und Matten, Galden und Bergen, lauten Straßen und einsamen Pfaden, Häusern und Hütten, Marksteinen und Bildstöcken, Bäumen und Hecken erzählen von der wechselvollen Vergangenheit. Hier haben wir auf jeden Fall den allen faßbarsten Niederschlag der bäuerlichen Geschichte.

Fast jeder Zeitabschnitt der Geschichte hat in den Flurnamen Spuren hinterlassen: Stein-, Bronze- und Eisenzeit, Kelten, Römer, Landnahme, Ritter- und Mönchstum, Lebensweisen, Kriegszüge usw. Es bestehen Zusammenhänge zwischen Flurnamen und Siedlung, Dorfanlage, Rechtsleben, Sagen, Beschäftigung, Verkehr, Wirtschaftsformen, Bodengestalt, Bodenbeschaffenheit, Geologie, Bewässerung, Klima, Pflanzenwuchs und Tierleben.

Der Verfasser der Diersheimer Flurnamen ist durch Geburt, Verwandtschaft, Erinnerung und Beruf mit dem Dorf verbunden, mit den sprachlichen, geschichtlichen, wirtschaftlichen und geologischen Verhältnissen dieses fleckchens Erde durchaus vertraut und hat darüber eine an-

sehnliche Reihe geschichtlicher und volkskundlicher Aufsätze veröffentlicht. Diersheim hat für die Frühgeschichte Bedeutung erlangt durch die im „Oberfeld“ geborgenen Funde. „Es handelt sich um 28 Brandgräber aus den drei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Die meisten rühren von den Tribokern her, während einige die elbgermanische Bestattungsart aufweisen und somit zu den ältesten Spuren der Alemannen in Süddeutschland gehören.“

In den Flurnamen von Diersheim begegnet uns wieder eine Fülle aufschlußreicher Tatsachen, deren Wert deswegen so groß ist, weil sie brauchbare Beiträge zur Heimatkunde der Südwestmark liefern und manche Wissensgebiete um neue Erkenntnisse bereichern.

Die vorliegende Arbeit erstreckt sich auf ein mustergültiges Niederungsdorf, dessen Flurnamen zu einem großen Teil auf die solchen Siedlungen gemeinsamen Wesenszüge hinweisen. Unter den 282 Namen sind weit über 100, die mit den Besonderheiten der Stromlandschaft zusammenhängen. Das Dorf lag, wie der Verfasser in dem der Flurnamensammlung vorangestellten geschichtlichen Abriss ausführte, einst auf einer Rheininsel. Daher kommen Bezeichnungen wie Gießen, Wört, Lach, Gumpen, Schlut, Brücke, Steg, und Grund in mannigfachen und belangreichen Zusammensetzungen vor. Auch die Beschäftigung der Bewohner, das Tier- und Pflanzenleben der Heimat werden durch charakteristische Flurnamen angedeutet (Fischereck, Schiffmatte, Gschlei, Ahlmatte, Entekessel, Falkenwört, Karpfenweiher, Reihersweg, Wellenhütte, Gieren, Kohrkopf).

Zahlreich sind die auf das elsässische Rheinufer hinüberweisenden Namen. Mit Recht heißt es in der wertvollen Schrift: „Niemals war der Rhein eine Grenze zwischen den Stamm- und blutsverwandten Bewohnern seiner Ufer. Das bezeugen nicht nur die geschichtlichen, wirtschaftlichen, kirchlichen und kulturellen Verhältnisse, sondern auch die Familien- und Brauchforschung.“ Mit dieser Feststellung reißt sich die mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und heimatfroher Seele geschriebene Arbeit dem Schrifttum ein, das uns Deutschen, besonders dem Volk der Oberrheinlande, ein Mahnmal der verpflichtenden Gewissheit ist: Das deutsche Volkstum reicht weit über die politischen Grenzen hinaus.

Dieses Fest der „Badischen Flurnamen“ erfüllt eine doppelte Aufgabe. Zum ersten gibt es unserer Erziehungsarbeit willkommenen Anregungen, indem es jene Werte zeigt, die in Heimat, Blut und Boden beschlossener sind und vornehmlich dem vom Unterricht immer noch zu wenig beachteten Bauerntum angehören. Diesem heimatlichen Lebensraum entnimmt ein lebensvoller, volksnaher Unterricht, vor allem in der Dorfschule, das Bildungsgut. „Geschichte“, schreibt Ernst Kriedte, „wird lebendig und gegenwärtig, wenn sie im unmittelbaren, schaubaren Zusammenhang mit der Heimat, der Familienherkunft, den Schicksalen der kleinen Lebensgemeinschaften usw. dargeboten wird“.

Zum andern dürfte Kößlers vorbildliche Untersuchung unsere Amtsgenossen zur Mitarbeit in der Flurnamensforschung anregen. Das Sammeln tut auch deshalb not, weil unsere baubefristete Zeit mit der Anlage von Straßen, Siedlungen und Entwässerungen nicht nur das Landschafts-, sondern auch das Flurbild stark verändert, wodurch aufschlußreiche, beziehungsvolle Flurnamen in Vergessenheit geraten.

Kil. Weber.

Friedr. Wilhelm Gayl: Unser Dorf und Hausbuch / Erschienen mit Unterstützung des NSLB, Gau Sessen / M. Diesterweg, Frankfurt / 8 RM.

Das neue badische Schulgesetz für die Grund- und Hauptschule von 1934 verlangt Erziehung des werdenden Deutschen auf dem Baugrund von Blut, Boden und Volksgemeinschaft. Die Richtlinien, die vom Unt. Minist. auf Anregung unseres NSLB-Gauwalters Gärtner erschienen sind, ordnen an wie in Zukunft Familien- und Heimatkunde zu diesem Ziel zu betreiben sind. Ferner wurde das „Familien- und Heimatbüchlein“ von M. Walter, erschienen in Gärtners „Hausstein für neuzeitlichen Unterricht“, vom bad. Unterrichtsministerium als verbindliches Unterrichtsbuch eingeführt. Im ganzen Lande sind NSLB-Mitglieder daran, diese Richtlinien in lebendige Tat umzusetzen. In einigen Kreisen (Wolfach, Kehl,

Tauberbischofsheim, Bühl, Pforzheim) schaffen NSLB-Mitglieder im Benehmen mit dem Reichsnährstand durch Versetzung der Kirchenbücher brauchbare Familienregister für die Sippenforschung oder geben den Sippen- und Familienzusammenhängen und den Auswanderungsbewegungen nach. Im Kreis Pforzheim sind in jedem Schulort eingehende und z. T. vorbildliche Ortsgeschichten und Heimatbücher von der Lehrerschaft geschaffen worden oder sind z. T. in Arbeit.

In diese Lage hinein erscheint jetzt wie gerufen das „Dorf- und Hausbuch“. Es wird gleichzeitig vom Deutschen Volksbildungswerk wie von den staatlichen Behörden: dem Reichsinnenministerium, wie von den Landratsämtern, den Gemeinden zur Anschaffung und zur sorgfältigen Verarbeitung empfohlen. Künftig wird es nicht mehr vorzukommen, daß so viel treue Geschichts- und Heimatforschung, wie sie bisher von Lehrern über ihre Anstellungsorte geleistet wurde, vergebens bleibt. Nun wird der Lehrer nicht mehr, wenn er versetzt wird, seine Arbeit mitnehmen können und seinen Nachfolger in die unangenehme Lage versetzen, wieder ganz von vorne beginnen zu müssen. Künftig wird die heimatgeschichtliche Arbeit eines Lehrers als Dorf- und Hausbuch einen Ehrenplatz im Rathaus haben und seinen Nachfolgern im Amt erhalten bleiben.

Das Dorfbuch, eine dicke Klemmappe, mit vielen Seiten aus gutem und festem Papier, das so recht zum Beschreiben, zum Zeichnen und zum Bemalen einlädt, wird das Ehrenbuch des deutschen Dorfes werden.

Es wird Kommenden Geschlechtern das Bild und das Werden des Dorfes, seiner wichtigsten Bauwerke und seiner Einrichtungen, seiner geistigen und seiner besonderen wirtschaftlichen Verhältnisse vermitteln. Vor allem wird es die Namen und die Taten der Würdigsten des Dorfes, seiner Helden des Weltkriegs, seiner Kämpfer und seiner Opfer des Dritten Reiches und der Arbeit, der Nachwelt erhalten.

Wir hätten noch gewünscht, die Anweisungen zum Gebrauch des Dorfbuches hätten auch Anregungen für die Bearbeiter enthalten, Angaben über die Lage des Dorfes in der Landschaft, über seine Bodenverhältnisse, über die Pflanzen- und Tierwelt seiner Flur, über die Witterungsverhältnisse, über die Bevölkerungsbewegung (Alterspyramide), über die gesundheitlichen Verhältnisse (Erb- und Berufsfrankheiten), über die Zu- und Auswanderung, über die religiöse Haltung der Bewohner und über die kirchlichen Zustände zu machen. — Bei Kommenden Auflagen, die in rascher Folge zu erwarten sind, mag vom Herausgeber daran gedacht werden.

S. Reissig.

Alexander Reuß: Zwischen den Völkern / Verlag für Kulturpolitik, Berlin W 50 / Leinen 4,80 RM. Ein Roman vom Elsass, der das Problem der deutsch-französischen Verständigung dichterisch zu gestalten versucht. Die Form, der Überschwang der Sprache und des Gefühls, in der dies geschieht, will allerdings nicht ganz in die harte und rauhe Wirklichkeit unserer Tage passen. Dennoch: — man ist ergriffen von dem Erlebnis einer großen, erhabenen Liebe, in der gleichsam das ewige Geschick dieses alten, urdeutschen Landes zwischen Wasgau und dem Rhein wiedererlebt und in dieser Liebe sich erfüllt, die sich aufopfert im Glauben an den Anfang einer neuen, besseren Gemeinschaft in Westeuropa.

Mit starker dichterischer Kraft steigert Alexander Reuß seinen Roman zu dem gewaltigen Mahnruf: „Deutschland sei stark!“ Nur mit einem starken Deutschland der Ehre und Freiheit wird Frankreich eine Verständigung notwendig erscheinen. Friede zwischen Deutschland und Frankreich bedeutet aber auch für das Elsass endliche Erlösung aus seinem tragischen Schicksal, ewiger Zankapfel zwischen den beiden starken und großen Nationen gewesen zu sein. Der Führer hat durch seinen stolzen Verzicht territorialer Forderungen an Frankreich dem Frieden und einer besseren Zukunft der beiden Völker das Tor weit geöffnet. Aus diesem Verzicht muß aber der Friede erwachsen, wenn Frankreich guten Willens ist.

Der Roman von Alexander Reuß aber wird hüben und drüben, besonders jedoch in den Grenzlanden mithelfen können, den Glauben an die Verständigung und an einen gerechten Frieden zu stärken.

Kraus.

Edwin Erich Dwinger: Und Gott schweigt...? Bericht und Aufruf / Eugen Diederich, Jena / 2,40 RM.
Niemand wird E. E. Dwinger abstreiten können, daß er Rußland kennt: er hat es als Kriegsgefangener erlebt (Die Armee hinter Stacheldraht), und er wurde in die Wirbel des Umsturzes hineingezogen (Zwischen Weiß und Rot). Hinter den gestaltungskräftigen Darstellungen seiner Romane erhebt sich schon die Frage, die er jetzt über sein neuestes Buch schreibt: Und Gott schweigt...? Hier gibt er einen wahrheitsgetreuen Bericht, wie er ihn von einem jungen deutschen Kommunisten erfahren hat, der im Jahre 1933 in das vermeintliche Arbeiterparadies ausgewandert, der aber lernt, hinter die Dinge zu schauen und so einen täuschenden Schleier nach dem anderen abreißt, bis ihn zuletzt die völker- und menschenvernichtende Frage des Bolschewismus angeht. Ruhig und sachlich wird das alles erzählt; nur die erschütternde Sprache der Tatsachen spricht. Die Wirklichkeit findet die Auswanderer jenseits des Weges des Touristen: In der Hauptstadt und in der Provinz tritt ihm Potemkin entgegen; uns Reichsdeutschen am meisten zu Herzen gehend sind dabei jene Abschnitte, die den Rußlandsfahrer in jene deutschen Dörfer bringen, deren Leben und Wohlstand er als Kriegsgefangener erfahren hatte: er findet jetzt einen unfagbaren Zustand des Untergangs und der Auflösung. Das tödliche Gift des Ostens abzuwehren, kehrt er in die Heimat zurück, um dem deutschen Volk seine Erfahrungen zur Waffe werden zu lassen „in jenem Kampf, den wir als den entscheidenden unseres Jahrhunderts erwarten müssen“.
M. Fuhs.

Friedrich Lupp: Wir tragen die Fahne / Münchener Laienspiele, Heft 139 / Chr. Kaiser, München 1935 / 0,80 RM.

In diesem „feierlichen Spiel“ treten die Bannerträger der deutschen Vergangenheit auf, bekennen sich zu dem Schicksal, für das sie gekämpft und geblutet haben und scharen sich im machtvollen Reigen um die Fahne der „deutschen Vollendung“. Ritter und Bauern, Landsknechte und frederizianische Junker, die Schillischen Reiter, die Kämpfer von 1870 und die Langemarckstürmer lassen in markigen, stimmungsmächtigen Versen die großen Epochen unserer Geschichte ersehen. Sie singen die Kampflieder ihrer Zeit und grüßen die Saktenkreuzfahne unserer Jugend. „Deutschland bekennt sich wieder zu seiner Vergangenheit, und die Vergangenheit beugt sich vor der Größe des neuen Deutschland.“ Fürwahr, ein großartiger Versuch im Symbol der Fahne die deutsche Sendung zu erfassen! Ein Spiel, das höchsten Ernst und ehrfurchtsvolle Hingabe von Spielschar und Hörergemeinde verlangt, das daher nur gespielt werden darf, wo die Voraussetzungen für die künstlerisch einwandfreie Gestaltung und die feilsche Aufnahmebereitschaft geschaffen sind. Aber wo diese Vorbedingungen gegeben sind, wird es ein herrliches Wagnis sein für die Spielschar und ein bleibendes Erlebnis für die Zuhörer.
Bentmann.

Walter von Molo: Friedrich List, ein Hörspiel / Velhagen & Klasing, Leipzig.

In der ansprechenden Form eines kurzen Hörspiels ersticht das Schicksal von Friedrich List. Wir sehen ihn im Kampf gegen Eigennutz, Unverständnis, Kleinstaaterei um die Erneuerung und wirtschaftliche Einigung Deutschlands und lernen gerade in einer Zeit unsinniger gegenseitiger wirtschaftlicher Abschneidung der Völker seine große, zeitüberdauernde, nationale Persönlichkeit erkennen.
O. Kraus.

Anna Blum-Erhard: Die drei Spinnerinnen / Ein Märchenspiel für Mädchen.

Obwohl die Schreiberin versucht, sich im allgemeinen ängstlich an das Grimmsche Märchen von den drei Spinnerinnen zu klammern, kann sie doch keineswegs Eindruck mit ihrer Keimerei hinterlassen.

In einer Zeit, in der einzig die Tat als Wertmaßstab des Menschen anerkannt wird, läßt sich nun einmal herzlich wenig Verständnis für ein faules Trinchen heraus schlagen, das nur mit seinem schneeweißen Lämmchen am Bande lustwandeln möchte und das nur durch einen ausgeprochen märchenhaften Dufel und die nötige Dosis Verlogenheit ein prinzliches Bählamm an den Bändel bekommt.

Solange man das Märchen jedoch Märchen sein läßt, geht's noch. Steckt man es aber, wie es hier geschieht, in Theaterklamotten, damit sich eitle Gänsspekulationen daran entzünden können, dann wirken die Figuren wie eine moderne Parademariionette und ihr Zweigroschenkavalier, dessen einzige Sorge darin besteht, ihr nicht die Körperlinie zu verwackeln. Märchenhaft ist daran gar nichts mehr, höchstens die Auffassung, der Gegenwart gerade dieses Märchenspiel zu präsentieren.
W. Remy.

Wilhelm Zummel: Anschauliches Rechnen in der Grundschule / E. Eisenhink, Nürnberg / 50 S.

Der Verfasser zeigt die Verwendung seiner „Rechenbahn“ als Anschauungsmittel für den Rechenunterricht in der Grundschule an Hand einer ausführlichen methodischen Darstellung. Der Aufbau der „Rechenbahn“ beruht auf der bis 100 durchgeführten Reihung mit rhythmischer Gliederung in leicht auffassbare Fünfer- und Zehnergruppen, die aus senkrechten Strichen mit zusammenfassenden Querstrichen bestehen. Der Erweiterung des Zahlenraumes bis 10 000 dienen Tausendertafeln mit je 10 Hundertereihen. Zur Veranschaulichung des Einmaleins und seiner Umkehrung werden farbige Perlenstränge und Pappbirnen benützt. Alle Lehrmittel sind in Klassen- und Schülerausgabe vom Verlag zu beziehen.

Der Gedanke der „Rechenbahn“ ist nicht neu; Zähringer hat ihn mit seiner bekannten „Zählbahn“ bereits verwirklicht. Auch die Perlenstränge hat er schon verwandt. Über die vom Verfasser angeführten Vorteile der „Rechenbahn“ gegenüber der „Zählbahn“ (Striche statt Punkte, geringere Ausdehnung der Rechenbahn, Veränderung des Tausenders, Benutzung von farbigen Perlenketten und Pappdeckeln) kann man geteilter Meinung sein.
Frey.

August Großkinsky: Das Programm des Thukydides / Neue Deutsche Forschungen. Abtlg. Klass. Philologie, Bd. 3 / Junker & Dünhaupt, Berlin 1936 / 108 S., geh. 5 RM.

Unser badischer Amtsgenosse sucht durch ins einzelste gehende Ausdeutung von Thukydides 1, 20—22 und besonders der „Methodensage“ 1, 22, 1—3, die Fragen zu lösen, die sich aus diesen ebenso wichtigen wie bislang immer wieder anders erklärten Kapiteln ergeben. Ich glaube, es ist ihm gelungen, hier ein wesentliches Stück hinauszukommen über seine letzten Vorgänger auf diesem Gebiete, Schwarz, Pohlenz und Schadewaldt. Es ist hier nicht möglich, die Gedankengänge des Verfassers ausführlich wiederzugeben; vielmehr können nur einige — wie ich glaube im wesentlichen unanfechtbare — Ergebnisse aufgewiesen werden: zum λόγος-Satz (1, 22, 1): „Das Verfahren, das Th. bei der Komposition seiner Reden einschlägt, birgt in sich soviel an eigener Gedankenarbeit, daß es von dem Grundsatz ‚möglichster Authentizität‘, ‚erakter, wirklichkeitstreuer Wiedergabe‘, oder wie immer man es nennen mag, eher weg- als zu ihm hinführt“; und: „Th. hat diese Wirklichkeitstreue gar nicht erst angestrebt, jedenfalls nicht für die praktische Durchführung. D. h. keine der thukydideischen Reden ist eine möglichst erakte Wiedergabe der wirklich gehaltenen Rede, keine will und soll es sein“ (SS. 42/43). — Über das Verhältnis des λόγος zum ἔργον-Satz (1, 22, 1/2): „Bei den λόγοι waltet das Prinzip der Verbindung von Subjektivität und Objektivität, unter Verzicht auf Wirklichkeitstreue und Eraktheit, bei den ἔργον dagegen wird Wirklichkeitstreue und Eraktheit erstrebt und im wesentlichen auch erreicht, unter Ausschluß jeglicher bewußten Subjektivität“ (S. 52). — Über Zweck und Ziel des Werkes (1, 22, 4): „Absicht des Thukydides ist es nicht etwa, den Leser zu lehren, ‚einen sicheren Blick in die Zukunft zu tun‘ (wie man schon erklären wollte (S. 70); der ‚Nutzwert‘ des thukydideischen Werkes liegt auch nicht darin, daß es Kenntnisse vermittelt, sondern ‚worum es dem Th... geht, ist — auf eine kurze Formel gebracht — die Vermittlung historisch-politischer Erkenntnis“ (S. 71). — Über die Zeit, der die „Methodensage“ zuzurechnen sind: „Jedenfalls rücken die programmatischen Darlegungen von 1, 22... von der ersten für uns greifbaren Schaffensperiode um und nach 421 weg und hin in die Nähe von 404“ (SS. 80/81). — Der Satz von den zwei Schichten von

Keden, von denen die „ältere“ dem Programm 1, 22, 1 entspreche, während die „jüngere“ von ihm abweiche, wird bestritten; vielmehr „kam von einem Wechsel“ oder Wandel in den darstellerischen Prinzipien nicht mehr gesprochen werden, sondern nur noch von einer Ausweitung ein und desselben Prinzips“ (S. 99).

Eine Außerlichkeit: Mit, wenn ich recht bemerkte, einer einzigen Ausnahme (S. 59) lesen wir in des Verfassers eigenen Sätzen — anders ist es bei Ausführungen — nie von Thukydidēs, sondern stets von Th.; in den Druck hätte diese in der Eigenschrift natürlich angebrachte Abkürzung nicht übernommen werden sollen. S. Schroff.

Arrians Anabasis Alexandri / für den Schulgebrauch in verkürzter Form bearbeitet und herausgegeben von J. Dahmen und G. Stein / Ashendorff, Münster o. J. (1936) / 2. Aufl. / XVI und 230 S., 2 Bilder und 1 Karte, feist geb. 1,80 RM.

Die preussischen Richtlinien gestatteten, Arrians Alexander-geschichte für begabte Klassen als Lesestoff in U 2 zu wählen; ich glaube nicht, daß in den Jahren nach 1925 von dieser Möglichkeit gerade häufig Gebrauch gemacht wurde. Wo etwa die Schüler schon Curtius Rufus gelesen hatten, konnte der Lehrer sich kaum entschließen, nun im Griechischen den gleichen Stoff nochmals zu bieten. Doch auch abgesehen davon schien es immer etwas mißlich, in der Schule einen Spätling — mochte er auch den Ehrennamen *ἑὸς Λεωπόων* haben — zu lesen. Dies letzte Bedenken scheint mir heute hinfällig. Wenn Arrian unsern Schülern inhaltlich noch etwas bieten kann — und das kann er —, so ist es von untergeordneter Bedeutung, daß sein Werk spät ist und auf älteren Quellen fußt. So empfiehlt auch K. Sachse in seinen Vorschlägen zum altsprachlichen Lehrplan eines deutschen Gymnasiums (in „Humanistische Bildung im nationalsozialistischen Staate“, Leipzig 1933, S. 73) das Lesen einer Auswahl aus Arrian (dabei wird Curtius Rufus, S. 67, von ihm abgelehnt). Freilich, Xenophons Griechische Geschichte muß dann geopfert werden; für beides langt die Zeit keinesfalls.

Die vorliegende Auswahl bietet reichlichen Text (etwa die Hälfte des ganzen Werkes); Einleitung und Anhang sind brauchbar (doch hätten m. E. die „Aufgaben für freie Arbeiten“ (SS. 214/15) ohne Schaden wegbrechen können, ebenso wie auch die mehrfachen allzu gesuchten Hinweise auf Arrians bithynische, also indogermanische, also nordische Abkunft); der Druck (mit Ausnahme der Bilder und der Karte) ist gut. S. Schroff.

Jans Feldkamp: Vererbungslehre, Rassenkunde, Volkspflege / Heft 3 aus Ashendorffs Biologielehrbuch für die Oberstufe in 4 Heften / Münster in Westf. (Ashendorff) 1937 / 5. Auflage / 92 S., 55 Textabb., 30 Erbgänge / Kart. 1,60 RM.

Es gibt schon außerordentlich viele kurzgefaßte und billige Hefte über dieses Gebiet, die 3. T. recht gut sind.

Neuererscheinungen können daher ihre Berechtigung nur daraus herleiten, daß sie in Stoffauswahl, methodischer Durcharbeitung, wissenschaftlicher Tadellosigkeit und buchtchnischer Ausstattung irgendwie besser sind als alles Bisherige; Neuaufgaben insbesondere müssen hierbei mit einem noch strengeren Maßstabe gemessen werden.

Erfreulich an vorliegendem Werkchen ist der gut eingefügte Abschnitt über Familienkunde, die kurze Übersicht über die diluviale Entwicklung der Menschheit mit der brauchbaren Tabelle und vor allem die Wiebergabe und kurze Erläuterung aller wichtigen neuen Reichsgesetze, die sich auf Gesundheit und Fortbestand unseres Volkes beziehen. Man möchte aus diesen Gründen gerne loben.

Leider hat aber offenbar eine kritische Sichtung des Textes für die Neuaufgabe nicht stattgefunden. — S. 9 hätte für die falsche Zahl 4 (Kernschleifen der „Lilie“) die richtige Zahl 24 gesetzt werden müssen. Die irreführende Bemerkung auf derselben Seite über die „durchweg gerade“ Kernschleifenzahl wäre zu entfernen gewesen (vgl. zahlreiche Fälle von Ausfall des X-Chromosoms!). — Das unglückselige Wort „Vermischung“ (der väterlichen und mütterlichen Erbmasse bei der Befruchtung) hätte vermieden werden müssen; es ist unter dem Gesichtspunkt der

Chromosomenindividualität und ihrer weltanschaulichen Bedeutung falsch. Auf Seite 23—27 wären die beiden Begriffe „Variation“ und „Mutation“ in der gesamten Anordnung schärfer zu trennen und einander entgegenzusetzen gewesen, ebenfalls wegen der weltanschaulichen Folgerungen (vgl. Fall Kammerer!). — Solch irreführende, schiefe Sätze, wie auf S. 56: „Die nordische Rasse ist in Nordwestdeutschland verbreitet. Sie bevölkert außerdem Nordengland, Schottland, Holland und Skandinavien,“ könnten, wenn sie fortgelassen worden wären, nun nicht den Eindruck erwecken, als hätte sich Verfasser besser nicht an die Rassenkunde gewagt. — Für die Darstellung der Rassentypen sollten auch ganze Gestalten, nicht nur Köpfe, gewählt werden. Sonst kommen immer wieder unmögliche Gleichsetzungen wie zwischen den beiden Profilbildern auf den Seiten 57 und 58 zustande. — Schließlich (ich habe nur einige Punkte herausgegriffen; zu wünschen bleibt noch vieles) — wäre der unbiologische und unklare Arierbegriff nach dem Vorbilde der Nürnberger Gesetze durch den biologischen und klaren Begriff der „Deutschblütigkeit“ zu ersetzen gewesen (S. 73). Für die Fremdwortverdeutschung sei das Verfahren Grafs (München 1934 3. B.) empfohlen. Der Anhang ist, weil er niemals benutzt zu werden pflegt, hier nutzlos.

Eine Neuaufgabe müßte irgendwie besser sein als alles bisherige. Leider ist aber auch die buchtchnische Ausstattung — vor allem für ein Schulbuch eines Kernfaches — zu schlecht (graues Papier) und der Preis dafür relativ hoch. Wehrle.

Gewerbekollegat Dipl.-Ing. Stog: Werkstattrechnen / Kommissionsverlag von Zolland & Josenhans, Stuttgart u. Mitvertrieb durch Deuth-Verlag G. m. b. H., Berlin 1935 / 96 S., DIN A 5, brosch. 1,20 RM.

Das Büchlein ist, wie aus dem Titelblatt und der Einleitung hervorgeht, in erster Linie für den Gebrauch in Refa-Vorkursen gedacht. (Refa = Reichsausschuß für Arbeitszeitermittlung.) Daher auch die Kapitel über das Buchstabenrechnen, die Lösung von Gleichungen, die Anleitungen für den Gebrauch des Rechenschiebers, für Herstellung logarithmischer Teilungen und für den Aufbau graphischer Tafeln zu Bestimmung der Dreh- und Subzahlen und der Laufzeiten. Diesem Zwecke wird es voll auf gerecht. Es ist inhaltlich einwandfrei, kurz und bündig, in Aufbau und Klarheit der Darstellung ganz hervorragend.

Darüber hinaus dürfte das „Werkstattrechnen“ aber mit seinen einleitenden Abschnitten wie Grundrechnungsarten, Bruchrechnen, Schlussrechnungen, Prozent- und Promillerechnungen, Rechnen mit Maßeinheiten, Maßumrechnungen, Flächen- und Körperberechnungen, Getriebeberechnungen und so weiter auch den Rechenunterricht in den Pflichtklassen für Maschinenbauer und verwandte Berufe an Gewerbeschulen befruchten und fördern. Allein schon die Ausführungen über den erweiterten Gebrauch von Rechentafeln, durch entsprechende Kommaverschiebung, durch Interpolation und Umkehrung lohnen die Anschaffung. Wer sich auf solch vielseitigen Tabellengebrauch versteht, hat erst den vollen Vorteil von Rechentafeln und kann von sich behaupten, daß er sich darin auskennt. So reizvoll diese Vielseitigkeit schon ganz einfacher Zahlentafeln ist, wird sie nach meiner Erfahrung noch nicht viel geübt; eine Anleitung dazu ist mir bisher auch noch nicht zu Gesicht gekommen.

Wohl mag es Unker geben, denen dies und das „viel zu weit“ geht, die ganz verkennen, daß sich mit jedem Tag und mit jedem technischen Fortschritt das Stoffgebiet und der Aufgabenkreis der Gewerbe- und Fachschulen in die Weite und in die Tiefe ausdehnen, daß diese Schulen immer mehr und immer vollkommeneres Fachwissen bieten müssen, weil es eben vom Nachwuchs in den produktiven handwerklichen Berufen verlangt wird. Gegen sie werden Götter solange vergebens kämpfen, bis sie selbst mit ihrem Steckenpferd auf totem Nebengleis verwundert aufwachen, falls sie nicht vorher der Teufel holt. — Der Verfasser des „Werkstattrechnens“ und seine Auftraggeber, das württembergische Landesgewerbeamt und der Landesauschuß Württemberg zur Ausbildung von Stückzeitrechenern im Refa sind wach und machen bahnbrechend gute Fahrt vorwärts. Schupp.

Jugendbücher.

(Geprüft von der Jugendschriftenstelle der Hauptstelle Schrifttum in der Reichswaltung des NSLB.)

Dorothea Kollatz: Ein Mädel geht grad aus / Eine Erzählung für fröhliche Herzen von Jugend, Arbeit, Sport und Liebe / Union, Stuttgart 1936 / 270 S., Leinen 4,80 RM. — Vom 14. Lebensjahre an.

Die Verfasserin hat erfasst, daß ein Mädchenbuch etwas anderes sein muß als eine Backfischgeschichte, wenn es Geltung beanspruchen will. Liselotte Steinbrecht hat ihr Elternhaus an der Ostsee verlassen müssen, weil die Eltern gestorben und die Besitzungen verkauft worden sind. Die Verwandten in Niederbayern nehmen sie auf. In diese Familie bringt Liselotte einen frischen Zug und hilft sie innerlich zurechtfinden. — Ausführliche Besprechung in „JSW.“, Januar 1937.

Erich Kloss: 1. So schön ist's nur im Försterhaus. — 2. Sommertage im Försterhaus. — 3. Herbstfreuden im Försterhaus. — 4. Winterferien im Försterhaus / Franz Schneider, Leipzig 1932, 1933, 1934 und 1935 / Je etwa 60 S., je 1,30 RM. — Vom vierten Schuljahr an.

Diese vier Bändchen stellen in einfacher, leicht verständlicher Sprache das Geschehen in der Natur, das Leben der Tiere und Pflanzen im Jahreslaufe dar. — „JSW.“, November 1936.

Erich Kloss: Geheimnisse der Schilfbucht / Franz Schneider, Leipzig 1931 / 111 S., 1,50 RM. — Vom 10. Lebensjahre (viertes Schuljahr) an.

In diesem Buche lernen wir Fische aller Art, Fischotter, Wildenten und anderes Getier beobachten. — Ausführliche Würdigung in „JSW.“, November 1936.

Erich Kloss: In der wilden Klamm / Franz Schneider, Leipzig 1934 / 80 S., feste Pappe 1,50 RM. — Vom vierten Schuljahr an.

Zwei Kinder aus Berlin reisen mit ihren Eltern in die bayerischen Alpen und wohnen dort bei einem Förster in einem abgelegenen Seitental. — „JSW.“, November 1936.

Erich Kloss: Auf Lauschposten im deutschen Wald / Franz Schneider, Leipzig 1932 / 79 S., feste Pappe 1,50 RM. — Vom vierten Schuljahr an.

Der Verfasser vermeidet eine übermäßige Veranschaulichung der Tierwelt, bietet dafür feine Beobachtungen, verbunden mit Kenntnis des Tierlebens und Heraushebung des Wesentlichen und Bezeichnenden. — „JSW.“, November 1936.

Josef Prestel: Die Völkerwanderung / Franz Schneider, Leipzig 1936 / 160 S., Leinen 4 RM. — Vom 14. Lebensjahre an.

Die drei Hauptabteilungen des Buches schildern die Schicksale der Westgoten, Wandalen und Ostgoten während der Völkerwanderung. Daran schließen sich sechs ergänzende Kurzgeschichten aus dem gleichen Stoffgebiete. Der Gegensatz zwischen Römertum und Germanentum wird anschaulich gemacht, kraftvolle Führergestalten werden herausgehoben, daneben zeigt der Verfasser aber auch jene Kräfte auf, welche den Untergang dieser Völker herbeiführten. — „JSW.“, Januar 1937.

Herbert Gerigk: Meister der Musik und ihre Werke / Mit 15 Bildtafeln im Text, 5 Abb. und zahl-

reichen Notenbeispielen / Richard Bong, Berlin 1936 / 310 S., Leinen 3,80 RM. — Vom 16. Lebensjahre an.

In 35 kurzgefaßten Abrissen zieht das musikalische Leben und Schaffen in unserem Volke von der Muscheltrumpete und den Luren der Germanen bis zum Gemeinschaftsmusizieren in den Verbänden der deutschen Gegenwart an uns vorüber. Durch die zeitliche Anordnung der Lebensbilder von Heinrich Schütz, Johann Sebastian Bach, Gg. Friedrich Händel, Christoph Willibald Gluck, Joseph Haydn, Wolfgang Amadeus Mozart, Franz Schubert, Carl Maria von Weber, Robert Schumann, Friedrich Chopin, Carl Loewe, Hector Berlioz, Franz Liszt, Richard Wagner, Verdi, Brahms, Hugo Wolf, Anton Bruckner, Strauß, Pfitzner, Reger, Puccini wird in Verbindung mit den anderen Abhandlungen eine anschaulich gestaltete Geschichte der Musik, vor allem der deutschen, gegeben. Zahlreiche Lichtbilder im Anhang und Notenbeispiele im Text heben den Wert des Buches. — „JSW.“, Januar 1937.

Alma de l'Aigle: Häsi und anderes geliebtes Getier / Mit vier farbigen Bildern von Else Wenz-Dietz / K. Thienemann, Stuttgart 1930 / 71 S., Halbl. 2 RM. — Vom zweiten Schuljahr an.

Die Verfasserin schildert aus ihrer und ihrer Schwester Jugendzeit kindliche Erfahrungen mit Tieren und Pflanzen, die auch den Kindern unserer Zeit etwas zu sagen haben. Die fünf Geschichten vermitteln tiefe Erlebnisse und zugleich Naturgeschichte in kindertümlicher Weise. — „JSW.“, Januar 1937.

Josef Grabler: Die Kette / Ein Fliegerbuch / Mit Bildern von Werner Chomton / K. Thienemann, Stuttgart 1936 / 112 S., Halbl. 3,20 RM. — Vom siebten Schuljahr an.

In spannungsreichen Geschichten lernen wir Mut, Umsicht, Entschlossenheit, Kameradschaft und Unterordnung unserer Flieger kennen. Das sachlich und sprachlich wahrheitsgetreue und lebensnahe Buch zeigt das Fliegerleben in seiner frisch und gesunden Härte, Herzlichkeit und Verbundenheit. — „JSW.“, Januar 1937.

Erich Wustmann: In Lappzelt und Rentierpulk / Mit Aufnahmen des Verfassers und einer Karte / K. Thienemann, Stuttgart 1936 / 95 S., Halbl. 2,40 RM. — Vom sechsten Schuljahr an.

Im Verlaufe einer Forschungsreise lebte der Verfasser von 1934 bis 1936 unter nordischen Nomadenstämmen und konnte so aus eigener Erfahrung das Leben der Lappen kennen lernen. Sein Buch schildert frisch und unbelastet von gedanklichen Erörterungen das Schicksal einer Lappenfamilie auf ihrer Sommerfahrt hoch oben über den Fjorden am Meer. — „JSW.“, Januar 1937.

Die Jugendschriften-Warte gehört zu jeder Schülerbücherei!

Das Verzeichnis „Für fest und feier“ bringt Stoffe und Anregungen zu jeglicher Feier! Über Klassenlestoffe unterrichtet das Verzeichnis „Deutsches Wesen und Schicksal!“

Der Gesamtbearbeiter für das Jugendschrifttum im Gau Baden: Jörgen.

Lichtbild und Unterrichtsfilm.

Im Quellgebiet des Rheins / Eine Unterrichts-Glaslichtbildreihe nach Aufnahmen der Staatl. Landesbildstelle Baden.

Die Frage nach der Quelle des Rheins wurde bisher in den meisten Schulbüchern kurz dahin beantwortet: Der Rhein entspringt auf dem Sanct Gotthard. Damit könnte leicht die Vorstellung entstehen, daß es in der Schweiz einen Berg gebe, der Gotthard heißt, an dessen Fuß die Rheinquelle liegt. Wer sich die Mühe nimmt, im Atlas oder auf einer Touristenkarte nachzuforschen, der findet den Namen Rhein an den meisten Quellflüssen, die aus

den Gletschern des Kantons Graubünden stammen. Zwei davon übertreffen jedoch die übrigen an Größe und nehmen auch die meisten Zuflüsse auf. Das sind der Zinter- und Vorderrhein. Diese gelten als die beiden Quellflüsse des Rheins. Die Landesbildstelle Baden hat sich die Aufgabe gestellt, durch bildnerische Erfassung nicht nur die Frage nach den Rheinquellen für den Erdkundeunterricht zu klären, sondern darüber hinaus eine Vorstellung von dem ganzen Stromgebiet zu übermitteln, durch das der Zinter- und Vorderrhein ihren Lauf nehmen. Sie hat für die Schulen zwei Lichtbildreihen herausgegeben; eine Reihe I

mit 46 Bildern und eine Reihe II mit 25 Bildern. An Hand der Bilder kann der Lehrer mit seinen Schülern die beiden Quellflüsse begleiten von der Quelle bis zu ihrem Zusammenfluß. Sie zeigen die vielartigen Formen eines Hochgebirges mit seinen Gletschern, Graten, Kesseln, Tälern und Schuttströmen, die Hochtäler, die der Rhein durch Ablagerung der Massen, die er bei der Ausräumungsarbeit im Hochgebirge mitnahm, bewohnbar gemacht hat, bis zu den tiefer gelegenen breiten und fruchtbaren Stromtälern nahe dem Zusammenfluß. Da kein anderer Strom mit dem deutschen Schicksal seit zwei Jahrhunderten so eng verknüpft ist wie der Rhein, darf man hoffen, daß die beiden Bildreihen einem Bedürfnis für den erdkundlichen Unterricht entsprechen, und daß sie für den Lehrer ein wertvolles Hilfsmittel sein werden, den Unterricht über den Rhein lebendig und anschaulich zu gestalten.

Die Bildinhalte sind:

- Bild * 1 Skizze des Quellgebiets des Rheins.
 * 2 Die Quelle des Hinterrheins am Fuße des Rheinwaldhorns.
 * 3 Das Gletschertor an der Zunge des Paradiesgletschers.
 * 4 Randspalte in der Nähe der Hinterrheinquelle.
 * 5 Querspalte in eine Randspalte einmündend.
 * 6 Gletscherschliffe in der Umgebung der Hinterrheinquelle.
 * 7 Rheinschlucht unterhalb der Quelle.
 * 8 Der Zapportgrat und Gletscher an der rechten Seite des Hinterrheintals.
 * 9 Moränenwälle am Ende des Zapportgletschers.
 * 10 Stromschnelle am oberen Eingang zur Hölle.
 * 11 An der Hölle.
 * 12 Die Hölle.
 * 13 Blaubänderung an einem Block am Hölleingang.
 * 14 Das Paradies rechtsseitig von der Hölle.
 * 15 Unterer Eingang zur Hölle. Hölletor.
 * 16 Lawinenrest im Hinterrheintal. Entstehung einer Querspalte.
 * 17 Blick ins Hinterrheintal rheinaufwärts mit Paradieshörnle.
 * 18 Das Rheinwaldtal rheinaufwärts oberhalb des Dorfes Hinterrhein.

- 19 Das Dorf Hinterrhein, Höhe 1624 m.
 * 20 Splügen am Fuße des Weißhorns.
 * 21 Die Splügener Kalkberge.
 * 22 Oberer Eingang der Kofflaspchlucht und Splügener Kalkberge.
 * 23 Unterer Teil der Kofflaspchlucht.
 * 24 Wasserfall in der Kofflaspchlucht.
 * 25 Blick in die Schlucht des Aoverfer Rheins in der Nähe des Zusammenflusses mit dem Hinterrhein.
 * 26 Das Schamser Tal.
 * 27 Jillis am Ostende des Schams.
 * 28 Die Via Mala.
 * 29 Ausblick von der Via Mala auf Thusis.
 * 30 Die Vorderrheinquelle, der Tomasee.
 * 31 Der Tomasee am Fuße des Badus.
 * 32 Abfluß des Vorder Rheins aus dem Tomasee.
 * 33 Steilstufe unterhalb des Tomasees.
 * 34 Karbildung an der ersten Steilstufe.
 * 35 Blick ins Vorderheintal an der Oberalpstraße.
 * 36 Mompe Medels an der Vereinigung des Medelser Rheins mit dem Vorderrhein.
 * 37 Ausblick aus dem Tal des Medelser Rheins auf die Clariden.
 * 38 Das Bett des Medelser Rheins unterhalb Curaglia.
 * 39 Bergsturz bei Dijentis.
 * 40 Der Vorderrhein bei Manz.
 * 41 Früheres Seebecken abgeriegelt durch den Glimser Bergsturz.
 * 42 Schlucht des Vorder Rheins in den Massen des Glimser Bergsturzes.
 * 43 Schlucht des Carrera.
 * 44 Abrissnische des Glimser Bergsturzes von Bonaduz aus.
 * 45 Der Hinterrhein bei Schloß Rhäzüns.
 * 46 Der Vorderrhein beim Zusammenfluß mit dem Hinterrhein.

Die mit dem Zeichen * versehenen Bilder ergeben die Reihe II. Die Preise für die Bildreihen einschließlich einer ausführlichen Bildbeschreibung und Einleitung betragen: für Reihe I: 46 RM., für Reihe II: 25 RM. Bestellungen sind an die Staatliche Landesbildstelle Baden, Karlsruhe, Sofienstr. 41, zu richten.

Suchecke für Sippenforscher!

Hauptstelle für auslandsdeutsche Sippenkunde.

Wer bei seiner Forschungsarbeit auf Auswanderer stößt, meldet das möglichst ausführlich an die Hauptstelle für auslandsdeutsche Sippenkunde beim Deutschen Auslandsinstitut in Stuttgart. Auch Abschriften von Urkunden, die aus dem Auslande beschafft wurden, sind dorthin zu senden. Die genannte Stelle ist Mitgliedern des VSLB. bei Forschungsarbeiten, die über die Reichsgrenzen hinausgehen, gerne behilflich.

Suchanzeigen.

Wie sollen Suchanzeigen aussehen? Sie sollen nicht in den Text eines Briefes eingeschoben sein, nicht auf einer Postkarte stehen, sondern auf einem halben Dinblatt dem Briefe beigelegt werden. Wer keine Schreibmaschine hat, beleihe sich einer gut lesbaren Handschrift. Die Mehrzahl der an uns eingesandten Suchanzeigen muß von uns erst überarbeitet und gekürzt werden. Ist es so schwer, sich kurz und knapp auszudrücken?

Der betr. Vorfahr ist im Coburger Taufregister unter dem 29. Febr. 1824 als Vater des Täuflings angegeben: Johann Friedrich Kaul, Häfnergefell aus Baden. Da Johann Friedrich Kaul später aus Coburg fortzog und unbekanntes Ortes starb, sind keinerlei weitere Daten über ihn bekannt. Er dürfte zwischen 1800 und 1806 geboren sein. Mitteilungen erbeten an: Dr. Albert Kaule, Studienassessor, Coburg, Gustav-Freytag-Weg 11a.

Mößner. Gesucht die Daten des Johann Jakob Mößner, um 1840 Hauptlehrer in Wöfingen, und seiner Frau. Wer kann etwas über die Vorfahren beider angeben bzw. wer hat schon über diese Familie gearbeitet? Besonders erbeten Angabe des Geburtsortes seiner Tochter Johanna Susanna. Diese soll 1819 in Schluchtern geboren sein, ist aber da nicht aufzufinden. Auskünfte erbittet Zptl. L. Springer in Mingolsheim. Kosten werden erstattet.

Keller. Franz Anton Keller, ludimagister et scriba localis in Neckarhausen bei Ladenburg. Gest. 4. 7. 1769 im Alter von 50 Jahren. Verheiratet mit Elisabeth Scharnberger vor 1752. Wo und wann sind beide geboren, wo und wann getraut? Auskunft erbeten an: Prof. Franz Keller, Villingen, Friedrichstr. 14.

Reinhard, Johann Nikolaus, Beisatz in Heiligkreuzsteinach. Gesucht wird Geburt, Heirat, Sterbedatum des Benannten. J. N. Reinhard ist Vater des Leinwebers Johann Nikolaus Reinhard, geb. 28. 3. 1768 in Heiligkreuzsteinach, verh. 1. 3. 1792 mit Katharina, geborene Flory. Auskunft erbittet Lehramtsassessor Reinhard, Durlach, Schlossstr. 10.

Johann Valentin Jügen, Lehrer in Dossenheim nach 1770. Religion: Kath. Vater Sebastian Jügen, Lehrer in Hesel. Wer kann mir über beide nähere Angaben machen? Wo liegt Hesel?

Anna Margareta Schalk, gest. am 24. 10. 1810 in Neckarhausen bei Ladenburg, verheiratet mit Johann Peter Bach aus Neckarhausen. Wo und wann ist Anna Margareta Schalk geboren, wer waren ihre Eltern?

Katharina Roth, verheiratet mit Konrad Zinkelbein aus Neckarhausen bei Ladenburg am 7. 2. 1769. Wo und wann ist Katharina Roth geboren und wo waren ihre Eltern? Karl Sund, Fortb.-Zptl., Mannheim M 7, 2.

Mitteilungen des NSCB.

Verantwortlich: Albert Geisel, Karlsruhe, stellvertretender Gauobmann der Gauverwaltung des NSLB.

Bekanntgabe der Reichswaltung.

Werbung für das NS-Schwesterwesen.
„Der Nationalsozialismus vertritt eine neue Anschauung über die Gesundheitsführung des Volkes und stellt den Gedanken der Rasse und Erbgesundheit in den Mittelpunkt des völkischen Lebens.

Dazu braucht er eine Truppe, die diese Gedanken und Anschauungen nicht nur in die weitesten Kreise des Volkes hineinträgt, sondern auch fürsorglich zur Tat werden läßt. Zur Lösung dieser Aufgabe schult sich die Bewegung in der Organisation der NS-Schwesterenschaft einen Stoßtrupp.“

Wie notwendig diese Helferinnen gebraucht werden, wie segensreich sie wirken und wie dankbar ihr Schaffen aufgenommen wird, kann nur der ganz ermessen, der in den Elendsgebieten, die durch systematische Verlotterung der vergangenen Mächthaber geschaffen wurden, wirkt, wohnt oder Einblick genommen hat in die dort herrschende Not und das Elend. In der Bayerischen Ostmark z. B. war die Sterblichkeitsziffer der Kleinkinder 1932 so groß wie in den Balkanländern.

Viel, sehr viel ist schon zu ihrer Beseitigung getan worden. Die NS-Schwester, die hier Frontarbeit leisten müssen, sind zu wenig.

Ich bitte daher bei allen Gelegenheiten das Wirken der NS-Schwester auf das Wärmste zu fördern und bei der Werbung für die NS-Schwesterenschaft tatkräftigst mitzuwirken.

Benützen Sie alle Versammlungsgelegenheiten, die Presse, den Film und den Rundfunk, um für das Schwesterwesen zu werben. Klären Sie Ihre Berufskameraden auf, die wiederum in ihren Schulen die weibliche Jugend mit dem NS-Schwesterengedanken vertraut machen sollen.

Kämpft mit, körperliche und geistige Not, die uns aus der Systemzeit überlassen wurde, auszurotten!

*

Kreiswalmartagungen.

Die Reichswaltung des NSLB hat beschlossen, in Zukunft die Kreiswalmartagungen, die von den zuständigen Gauwaltungen anberaumt werden, mit einigen Hauptabteilungsleitern zu beschicken. Durch diese Maßnahme wird angestrebt, die Verbundenheit der Reichswaltung mit der Front inniger zu gestalten und manche Unklarheit durch persönliche Aufklärung zu beseitigen. Die Kreiswalmartagungen der Gauwaltungen sind aus diesem Grunde der Reichswaltung rechtzeitig bekanntzugeben.

*

Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und Jugendleiterinnen.

Wiederholte Anfragen bei der Reichswaltung machen es notwendig, auf folgendes hinzuweisen:

Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und Jugendleiterinnen, die sich in erster Linie nicht als Angestellte, sondern als Erzieherinnen betrachten, gehören ihrer Zuständigkeit nach zum Nationalsozialistischen Lehrerbund, der in

der Fachschaft VII ihre fachliche, berufliche und auch wirtschaftlich-rechtliche Betreuung vornimmt.

Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und Jugendleiterinnen haben in ihrer Eigenschaft als Mitglieder des Nationalsozialistischen Lehrerbundes von keiner anderen nationalsozialistischen Organisation Anweisungen entgegenzunehmen oder solchen Anweisungen nachzukommen. Sie erhalten ihre Anweisungen nur vom Nationalsozialistischen Lehrerbund, der sie rechtzeitig von allen wichtigen Vorgängen in Kenntnis setzt.

Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen als Lehrkräfte im Reichsmütterdienst.

Das Deutsche Frauenwerk, Abteilung Reichsmütterdienst, bittet uns, alle stellenlosen Berufskameradinnen des Nationalsozialistischen Lehrerbundes im Alter von über 25 Jahren, soweit sie weltanschaulich zuverlässig sind, in den Gauen festzustellen und diese dem Reichsmütterdienst zu nennen. Der Reichsmütterdienst beabsichtigt, die Berufskameradinnen, und zwar auch die Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen, doch diese erst nach einem einmonatigen Schulungskurs in einer seiner Reichsschulen, als hauptamtliche Lehrkräfte mit einem ihrer Fachausbildung entsprechenden Gehalt einzustellen. Ferner teilt der Reichsmütterdienst mit, daß sich diese Berufskameradinnen möglichst Kenntnisse in Kurzschrift und Maschinenshreiben aneignen müssen.

Die Gaufachgruppenleiterinnen der Fachgruppe KZJ müssen darum umgehend die in Frage kommenden Berufskameradinnen ihres Gaus feststellen und an die Reichswaltung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes melden.

Wir sind durch diese Maßnahme des Reichsmütterdienstes in der Sicherstellung der Berufsarbeit auch der alten Berufskameradinnen einen guten Schritt weitergekommen. In Zukunft wird die junge Kindergärtnerin, Hortnerin und Jugendleiterin, solange sie die Arbeit leisten kann, in der Erziehungsarbeit am Kinde stehen. Die ältere Berufskameradin wird, soweit sie weltanschaulich zuverlässig ist, ihre Berufserfahrungen in der Schulung der Mütter einbringen können.

Damit ist die auf dem Kursus der Gaufachgruppenleiterinnen in Bayreuth gestellte Frage nach der beruflichen Sicherheit der älteren Berufskameradin weitestgehend gelöst.

Selbstverständlich können nur solche Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen in die Arbeit des Reichsmütterdienstes übernommen werden, die in erster Linie Erzieherinnen sind.

Wir bitten die Gaufachgruppenleiterinnen, die Berufskameradinnen ihres Gaus von der getroffenen Regelung in Kenntnis zu setzen.

*

Reichstagung 1938.

Reichswalter Pg. Wächtler hat als Tagungsort für die Reichstagung des NSLB. 1938 die Stadt Köln bestimmt.

J. V.: gez.: friedmann.

Bekanntgabe der Gauverwaltung Baden.

Aufruf der Anteilscheine für sämtliche Erholungsheime des NSLB. (Freyersbach, Baden-Baden, Gaienhofen, Schönau).

Sämtliche Anteilscheine der Heime Freyersbach, Baden-Baden, Gaienhofen und Schönau, die sich in den Händen von Lehrern und Nichtlehrern befinden, werden hiermit aufgerufen.

Jeder Inhaber eines Anteilscheins erhält auf seine Meldung ein Formblatt zugestellt, auf dem nähere Angaben zu machen sind.

Meldungen bis spätestens 1. Mai 1937 an die GauGeschäftsstelle des NSLB., Abteilung Wirtschaft und Recht, Karlsruhe, Sofienstraße 41.

Nicht angemeldete Anteilscheine verlieren nach dem obengenannten Zeitpunkt ihre Gültigkeit.

Für den NSLB., Abt. Wirtschaft und Recht:
M e n o l d.

*

Gauparteitag.

Im Rahmen des Gauparteitages findet eine Sondertagung des NSLB. im Studentenhaus am 17. 4. von 16—18 Uhr statt.

Zum Gauparteitag haben alle Kreisamtsleiter, Hauptstellenleiter und Stellenleiter der Kreise zu erscheinen. Die Lehrer des Kreises Karlsruhe haben zu dieser Sondertagung Zutritt. Zahlreiche Beteiligung ist unerlässlich. Es sprechen zwei Redner der Reichsamtseitung.

Im Laufe des Sommers findet eine Gautagung des NSLB., Gau Baden, statt. Vorbereitungen werden jetzt schon getroffen.

sie opferten alles



Und Du?

Der Reichsschulungsbrief der NSDAP. und DAF. gehört in jedes Haus.

Die Märzfolge (3/37) bringt u. a.:

- Reichsfrauenführerin Scholz-Klink:
Frau und Beruf
- Dr. Gertrud Baumgart:
Germanische Frau
und Gegenwart
- Kurt Ellerstek:
Kampf
gegen drei Weltanschauungen
- Dr. Fr. Burgdörfer:
Deutschlands Recht auf Kolonien
- Historische Urteile über:
Hexenwahn und Teufelsglaube
- Karl Springenschmid:
Deutschland kämpft für Europa
- Interessante Bilder Auflage über 1½ Millionen
- Herausgeber: Reichsleiter Dr. Robert Ley
Amt für Schulungsbriefe der NSDAP. u. DAF.
- Verlag: Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Berlin
- Bezug nur durch die Dienststellen der Partei

Krankenfürsorge bad. Lehrer.

Mitgliederversammlung 1937.

Unsere diesjährige Mitgliederversammlung findet am 8. Mai 1937 im Lehrerheim in Freyersbach statt.

Vorläufige Tagesordnung:

1. Begrüßung. Feststellung der anwesenden Vertreter mit ihrer Stimmenzahl.
2. Geschäftsberichte. Entlastung des Rechners.
3. Beratung der vorliegenden Anträge.
4. Verschiedenes.

Nach § 26 sind Anträge an die Mitgliederversammlung bis spätestens vier Wochen nach der ersten Bekanntgabe der Versammlung beim Vorstand schriftlich einzureichen.

Der Vorstand: H e c h.

*

Jahrgang 1909—1912, Seminar I,
Karlsruhe.

Wegen eines Treffens anlässlich unseres 25jährigen Dienstjubiläums im Sommer dieses Jahres ging allen ehemaligen Kursgenossen ein Schreiben als Drucksache zu.

Wir bitten, sofort Kamerad Jakob Strauß, Karlsruhe, Hoffstraße 9, zusagende Nachricht zu geben.

gez. Keisig — Senges.

*

Pestalozzi-Verein badischer Lehrer.

Im Laufe des Jahres 1937 hat eine ordentliche Mitgliederversammlung stattgefunden. Weitere Nachrichten zur Sache werden an dieser Stelle erfolgen. Vorläufig machen wir die Mitglieder unter Hinweis auf die §§ 64 bis 68 der Satzung (Änderung vom 7. 1. 1929) und die §§ 70, 71 auf ihr Recht aufmerksam, Anträge zur Satzungsänderung einzureichen.

Es obliegt uns heute die schmerzliche Pflicht, unsere Mitglieder davon in Kenntnis zu setzen, daß der Vorsitzende

des Prüfungsausschusses, Herr Rektor i. R. Wilhelm Schumacher, Karlsruhe, am 15. Februar im Alter von 78 Jahren uns durch den Tod entzogen wurde, nachdem sein Leben und Schaffen ein Menschenalter hindurch mit dem Leben des Vereins aufs engste verknüpft gewesen; seit 1905 führte er den Vorsitz im Prüfungsausschuß. Wir sind ihm zu großem Dank und getreuem Gedenken verpflichtet. Es ist Sache der Mitgliederversammlung, den Prüfungsausschuß wieder zu ergänzen gemäß § 97 der Satzung.

Die Zentralverwaltung.

Nachrichten.

Ein Bericht über die Reichs-Musikerzieher-Tagung in Berlin-Charlottenburg.

Das Schulungsamt der Staatlichen Hochschule für Musikerziehung und Kirchenmusik in Berlin-Charlottenburg hatte für die Zeit vom 24.—29. Jan. 1937 zu einer im Auftrage des Reichs- und preußischen Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung durchgeführten Arbeitstagung für Musikerzieher eingeladen. Gleichzeitig fand im engsten Zusammenhang mit dieser Tagung eine vom 24.—31. Januar dauernde Musikwoche statt.

Der Reichsachbearbeiter für Musikerziehung im V.S.-Lehrerbund, Professor Landgrebe, der maßgeblich an der Programmgestaltung und Tagung selbst beteiligt war, hatte die Gaufachbearbeiter des Reiches besonders zur Teilnahme an der Berliner Woche aufgefordert. Teilnehmer der Tagung waren dementsprechend Dozenten an den Hochschulen für Lehrerbildung und Hochschulen für Musik aus dem Reich, die Gaufachbearbeiter des Reiches, die Fachberater der Höheren Schulen Preußens, Zugführer aus Nationalpolitischen Erziehungsanstalten sowie Berliner Musikerzieher der verschiedenen Schulgattungen.

Sinn dieser erstmals durchgeführten Musikerzieherwoche war es, durch Anschauung, Vortrag und Übung Klarheit über die neuen Aufgaben der Musikerziehung und ihre Eingliederung in die übrige nationalpolitische Erziehungsarbeit zu gewinnen.

Ein überreiches Tagungsprogramm diente dann auch dazu, Weg und Ziel völkischer Musikerziehung klarzulegen, und die Teilnehmer in diesem Sinne auszurichten. Aus gereifter Schau heraus hatte auch der Direktor der Staatlichen Hochschule für Musikerziehung und Kirchenmusik in Berlin, Prof. Dr. Bieder, mit seinen Mitarbeitern ein konzentriertes Arbeitsprogramm zusammengestellt, das den Besucher der Tagung vor klare, zielstrebige Aufgaben stellte.

Diese vielfältige Vortragsreihe mit ihren Anschauungsbeispielen sei nun in folgendem Bericht ihrer Aufgabenstellung und -behandlung entsprechend geordnet zusammengestellt.

Neben den Themen, die allgemeine Fragen völkischer Musikerziehung behandelten, standen solche, die Teilgebiete musischer Erziehung im Aufbau unseres gesamten Erziehungswesens herausgriffen. Lebendigklingende Musik offenbarte die aufgeworfene Fragenkreise. So ergänzte in glücklichster Weise eine wohlvorbereitete Musikwoche die reiche Arbeitstagung.

Der Referent für Musik im Reichserziehungsministerium, Prof. Dr. Veber, hob in seiner Begrüßungsansprache hervor, daß die Musikerzieher die Garanten der deutschen Musikkultur sind und gab der Arbeit

des Musikerziehers die Bewertung einer Schlüsselstellung zum deutschen Musikleben. Die musikalische Vielfalt im Eigenleben der deutschen Stämme ordnete er folgerichtig in das Gemeinsame völkischer Lebensäußerung und Musikerziehung ein.

An weiteren grundlegenden Ausführungen nahm Prof. Dr. Bieder, der Direktor der Hochschule, Stellung zu den Fragen der organisatorischen Umgestaltung auf dem Gebiete der Musikerziehung. In übersichtlichem Aufriß stellte er die breite, gemeinsame Musikerzieherfront mit ihren Aufgaben heraus, ohne hierbei den Blick auf die drei Erzieherkreise zu verlieren. Diesem Treffen reichsdeutscher Musikerzieher gaben seine dargelegten Einsichten programmatischen Inhalt, die darin gipfelten, daß er jegliche Schulreform ohne Musik als nicht lebensfähig bezeichnete.

Prof. Walter Rein behandelte die Grundfragen der musikalischen Volkskunde in ihrer Zielsetzung auf die Gegenwart. Seine Betrachtung zeigte deutlich die Wende zum Biologischen, wenn er die Musik in den natürlichen Ordnungen, dem Arbeits- und Feierleben des Volkes, aufsucht. Durch sein Vordringen zum Menschen, der das Lied im Brauchtum seiner Heimat lebt, gibt er einer Volksliedkunde das Wesen einer lebensnahen Seelenkunde. Musikalische Volkskunde ist ihm keine Museumsangelegenheit, sondern Dienst an den Lebensformen unserer Zeit.

Die gleiche Haltung bekundete auch Prof. Dr. Frotzschner von der Universität Berlin, der in seinem Referat „Musik und Rasse“ von einem jungen Forschungsgebiet wissenschaftlicher Arbeit berichtete und die völkische Erziehungsaufgabe der Musik herausstellte. Klar zeigte er die rassistische Verwurzelung der Musik, ihre Stile, auf. An den Urelementen von Bewegung und Melodie wies er die rassistische Eigentümlichkeit der Musik nach.

Neben diesen grundlegenden Referaten nahmen die musikerzieherischen Aufgaben um die menschliche Stimme einen breiten Raum im Tagungsprogramm ein. Sprechen und Singen erfüllte gleichsam als Tenor die gesamte Arbeitswoche. Prof. Graef von der Charlottenburger Hochschule für Musikerziehung stellte die Sprech-erziehung in den Mittelpunkt der gesamten Erziehung und klärte durch Vortrag, Übung und praktische Vorführung manche Verworrenheit, die dieses Gebiet belastet. Desgleichen gab der Lehrer des Breslauer Instituts für Schulmusik, Bruno Sanke, in lebendiger Art, durch Übung und Lehrbeispiel belegt, eine überzeugende Einführung in die Arbeit der Singsingerziehung.

Den praktischen Fragen des zeitgenössischen Tonsetzes widmete Prof. Armin Knab durch Einführung und Übung ein Referat. Er formulierte die zeitgenössische Haltung, das Hineinstellen der Musik in das Leben. Dem Dur-moll-Empfinden trug er entsprechende Rechnung und ließ Beispiele aufgelockelter Satztechnik

unter Mitarbeit der Teilnehmer erstehen. Die knappe Stunde stand ganz unter den Aufgaben des Musiklehrers. Studienrat Gansser, Sachverständiger für den Musikunterricht im Württembergischen Kultministerium, gab Proben des „Vaterländischen Liedes aus der Zeit von 1919 bis 1933“. Als Tonschöpfer des 1922 komponierten und dem Führer gewidmeten Kampfliedes „Deutschland erwache“, legte er seiner Betrachtung weitere Beispiele seines bekennenden vaterländischen Liedschaffens zu Grunde. In seinen Ausführungen begründete er das Anknüpfen neuen vaterländischen Liedschaffens an das volksmäßige Lied des vergangenen Jahrhunderts. Fesselnd berichtete er, der schon in der Anfangszeit bei den Fahnen Adolf Hitlers stand, über Einzelheiten, die ihn zum Vertonen der vaterländischen Dichtungen bewegten.

Über den Einsatz musikerzieherischer Arbeit gaben einige spezielle Referate Aufschluss. Lehrproben ergänzten diese Vorträge.

Zu den Fragen der Musikerziehung in der Volksschule sprach Prof. A. Strube. Seine Darlegungen freisten um Weg und Ziel der Musikerziehung und des Musikunterrichts. Zur Erreichung des Zieles forderte er eine Vereinheitlichung der Notennamen, ohne jedoch mit dem Einsigen Tonwort die Lehrerpersönlichkeit methodisch einzuengen. Drei Lehrproben: „Das Kinderlied in der Grundschule“, „Ein Melodievergleich“ und „Behandlung eines Kunstliedes“ (Lehrer Ferdinand Lorenz) auf den entsprechenden Stufen der Volksschule dienten als praktische Belege der theoretischen Erörterungen.

Prof. Stoverock, Leiter der Abteilung Musikerziehung an der Hochschule für Musik in Köln, sprach zu dem Thema „Musikkunde in der höheren Schule“. Er umriß jenes Gebiet des Musikgutes, das in der Schule nicht gesungen und gespielt werden kann, mit der Zielstellung des Kunstlebens. Seine Lehrproben: „Freischütz“ in Ull und der Liederzyklus „An die ferne Geliebte“ in OI, zeigten die möglichen Wege auf, die diesem Ziel dienstbar gemacht werden können. Unter tätiger Mitarbeit der Schüler beschritt er ohne Einseitigkeit die Wege induktiver und deduktiver Lehrmethode.

Zu dem Problem der Musikerziehung an den Hochschulen für Lehrerbildung gab Prof. Dr. Voigtländer, Referent für Lehrerbildung im Reichserziehungsministerium, ein umfassendes, grundlegendes Referat. Er ging auf die wesentliche Bedeutung musischer Erziehung im Rahmen der Hochschule ein und stellte die charakterformende Kraft der Musik als Lebens-element der Erziehung heraus. Als weiteres Ziel fügte er diesem die praktische Arbeit, die Musikarbeit in der Volksschule, hinzu, die er naturgemäß auf die Grundlage des Gesanges aufbaut.

In einem ergänzenden Bericht legte Prof. Dr. Reusch von der Hochschule für Lehrerbildung in Girschberg, den in praktischer Arbeit entstandenen Plan seiner Hochschule vor und zeigte daran die einheitliche Ausrichtung auf die nationalsozialistische Erziehungs-idee mit dem Einsatz einer nationalpolitisch-musikalischen Volkstumarbeit.

Über die musikerzieherische Arbeit in den Schulgattungen hinausgehend sprach Prof. Landgrebe, Leiter des Seminars für Privatmusikerzieher an der Hochschule Charlottenburg, über „Neue Wege in der Ausbildung des Privatmusikerziehers“. Er würdigte den Privatmusikerzieher als gleichberechtigten Erzieherstand und betrachtete in seinem überzeugenden Referat Musik als Stoff und als Funktion. Der Vortragende sichtete den Stoff nach seiner volkhaften Bedeutsamkeit und stellte über die technische, ästhetische Seite das Ethos mit dem Ziel der Wiedergewinnung seelischer Erneuerung. Die anschließenden Lehrproben in Form von Gruppen-

unterricht waren lebensvoller Anschauungsunterricht des Dargelegten.

Rolf Schroth, Musikreferent der Reichsstudentenführung, weitete durch seinen Bericht den Kreis musikerzieherischer Arbeit. In fesselnder Art verstand er es, das Ringen junger Musikstudenten, denen Musik Teil ihrer Lebensform ist, zu bekunden. Aus seinen Worten sprach der werdende Volksmusikführer, der die Musik in das Leben des Volkes stellen will und das Volk zur Musik führen möchte. Er sprach über: „Studentische Musikarbeit und ihre praktische Aufgabenstellung im Reichsberufswettkampf der deutschen Studenten.“

Der Hauptreferent für Musik im Kulturrat der Reichsjugendführung, Wolfgang Stumme, Lehrer an der Hochschule für Musikerziehung in Charlottenburg, schloß diesen angeschnittenen Fragenkreis durch einen wesentlichen Vortrag über „Musikerziehung in Hitler-Jugend und Schule“. Er ging vom Sinn musischer Erziehung aus und grenzte die Aufgabengebiete zwischen Hitler-Jugend und Schule ab. Das gemeinsame Ziel vor Augen, Erziehung der Jugend zur Ehrfurcht vor aller großen deutschen Kunst, sprach er den Wunsch zur Zusammenarbeit von Schule und Hitler-Jugend aus.

Als Beauftragter im Schulungsamt der Hochschule für Musikerziehung gab Dr. Warner Einblicke in die Aufgaben des Schulungsamtes, das durch Lehrgänge, Lager, Arbeitsgemeinschaften die begonnene Arbeit völkischer Ausrichtung auf dem Gebiete der Musikerziehung an die Fronten trägt. Sein Mitarbeiter, S. Törns, ergänzte diese Ausführungen durch einen Bericht über die Durchführung von Lagern, Lagergestaltung und Kampfschulung.

S. Ohlendorf, Referent für Fest- und Fei-ergestaltung im Kulturrat der Reichsjugendführung und Lehrer der Hochschule, referierte über Fei-ergestaltung und Volksspiele mit ihrer Sinnbeziehung zum Ablauf des Jahres.

Als Anhang sei nun noch erwähnt, daß in der gleichzeitig durchgeführten Musikwoche eine „Stunde der Hausmusik“, „Schatten- und Volksspiel“, eine „Distler-Bachstunde“, „Jugendmusik“, eine „Feierstunde zum Tag der nationalen Erhebung“ und eine „Morgenseier der Hitler-Jugend“ stattfanden. An Tonschöpfen kamen hierbei zu Wort die Namen: S. Spitta, A. Knab, E. Bieder, E. Thabe, W. Rein, J. Reuß, G. Maas, A. Brüggemann, S. Distler, S. Brühl, Jens-Jürgen-Kohwer, G. Vogel, O. Spar und J. S. Bach.

Manch neue Form ließ den Besucher aufhorchen und vermittelte ihm reiche Anregung für die praktische Arbeit. Eröffnet wurde die ganze Arbeitstagung durch einen Abend festlicher Musik in dem neu hergerichteten Fesandesaal des Charlottenburger Schlosses. In Anwesenheit des Herrn Reichserziehungsministers Rust fand der beglückende Auftakt statt. Herr Direktor Dr. Bieder sprach hierbei die Eingangsworte und erinnerte an die historische Stätte Friedrichs des Großen, die im neuerstandenen Reich unter der starken Führung Adolf Hitlers, des Staatsmannes und Künstlers, eine neue Sinnerfüllung gefunden hat.

Rückblickend auf die Arbeitstagung, die sowohl in einer allgemeinen Aussprache, als auch in Aussprachen von Gruppen ihr Ende fand, muß man gestehen, daß sie den Teilnehmern reiche Anregung zur Weiterarbeit an der Front ihres Arbeitsfeldes brachte. Besonders glücklich ist wohl der Umstand zu bezeichnen, daß bei gegenseitigem Kennenlernen von Musikerziehern aus Nord und Süd, aus Ost und West des Reiches ein leidenschaftlicher Arbeitswille um den Einsatz „Völkischer Musikerziehung“ feststellbar war.

So war diese Arbeitswoche in Berlin den Teilnehmern nicht nur Ausrüstung, sondern auch Bestätigung eigener Arbeit, die neue Frucht bringen wird.

Dr. Alfred Gassert, Lehr (Baden), Gymnasium.

*

Neubau des gesamten Schulwesens von Grund auf.

Im Rahmen der Gautagung des Nationalsozialistischen Lehrerbundes in Berlin entwarf der Hauptstellenleiter in der Reichsamtseitung des Amtes für Erzieher, Stricker, Bayreuth, ein Bild von dem Wesen der kommenden deutschen Schule. Nur ein Neubau des gesamten Schulwesens von Grund auf könne dem nationalsozialistischen Willen der deutschen Erzieher entsprechen und die Grundlage für fruchtbare erzieherische Arbeit in der Schule abgeben. Es sei die Aufgabe des Nationalsozialistischen Lehrerbundes, gemeinsam mit dem Staat dem deutschen Volke ein Schulsystem zu geben, das mitten im Leben der Nation stehe. Die Konfessionsschule als Schule des liberalistischen Systems sei selbstverständlich abzulehnen; denn sie reiße gerade das auseinander, was auf Gedeih und Verderb zusammengehöre. Damit sei aber keineswegs gesagt, daß die neue deutsche Schule etwa religionslos oder gar religionsfeindlich sein solle. Ein wesentliches Erfordernis sei es schließlich auch, daß die kommende Schule jedem Kind die Möglichkeit gebe, unabhängig vom Geldbeutel der Eltern eine seinen Anlagen entsprechende Ausbildung zu erhalten.

*

Schulen der Gemeinschaft.

Kein Zweifel, auch die deutsche Volksschule ist auf dem Wege, den das höhere Schulwesen schon seit vielen Jahren und Jahrzehnten beschritten hat, eine Trennung nach den Bekenntnissen ihrer Schüler und Lehrer zu überwinden und eine Bildungsstätte zu werden, in der die Kinder ohne Rücksicht auf ihre religiösen Bekenntnisse in allen Fächern gemeinsam unterrichtet und erzogen werden, in allen Fächern — mit Ausnahme der Religion. Es war der Reichspropagandaminister Dr. Goebbels, der jüngst in seiner vielbeachteten Rede in der Deutschlandhalle in Berlin darauf hinwies, daß es „eine freche Lüge“ sei, wenn behauptet werde, der Religionsunterricht solle in den kommenden Gemeinschaftsschulen aus dem Lehrplan gestrichen werden. Auch in den jetzt schon bestehenden Schulen in Baden und Nassau, wo seit mehr als 50 Jahren protestantische und katholische Kinder einträchtig und ohne Schaden für die Konfessionen gemeinsamen Unterricht empfangen, blieb die Religion ordentliches Lehrfach, das im Stundenplan seinen festen Platz hatte und für das der Staat nicht nur Schulräume und Lehrmittel, sondern auch die Lehrkräfte zur Verfügung stellte, das — kurz gesagt — sich in nichts von den übrigen Fächern unterschied, außer daß in diesen Stunden die Schüler und Schülerinnen nach ihrer Konfessionszugehörigkeit getrennt, die Protestanten von protestantischen Lehrern, die Katholiken von katholischen Lehrern in die Lehren und in das Erziehungsgut ihres Glaubens eingeführt werden. Nach diesem Muster wurden auch die seit 1934 in München und Nürnberg in jedem Jahre an Zahl wachsenden „Deutschen Volksschulen“ eingerichtet, als Anstalten, an denen die Jugend gemeinsam an die Schätze des deutschen Kulturgutes herangeführt wird und in denen ihr dennoch der Weg zum Glauben ihrer Eltern und ihrer Religionszugehörigkeit nicht nur nicht beschränkt, sondern sogar gewiesen wird. Es ist kein Zweifel: Diese „Deutsche Volksschule“ ist auf dem Wege. Dem Beispiel von München, wo von Ostern ab alle Volksschulen den Gemeinschaftscharakter haben werden, eifern Nürnberg, Stuttgart und andere Städte nach. Zugleich ist das öffentliche Interesse,

das sich den Schulfragen in starkem Maße zuwendet, durch Aufsätze und Reden verantwortlicher Amtsträger im ganzen Reich auf die Notwendigkeit und Absicht hingelenkt worden, der gemeinsamen Schule das Feld für eine allgemeine Ausbreitung in Deutschland zu ebnen. Die vielen Tausenden, die in der Deutschlandhalle die Rede des Ministers Goebbels oft mit starkem Beifall begleiteten, brachten gerade an der Stelle, an der der Minister jene Sätze von der Gemeinschaftsschule und der Parität der religiösen Erziehung durch die Schule sprach, ihre Zustimmung am lebhaftesten und mit dem stärksten Beifall des Abends zum Ausdruck.

Die Forderung nach Durchführung des simultanen Gedankens in der Erziehung auch für die Volksschulen hat ihre entschiedensten Gegner in kirchlichen Kreisen, in der katholischen wie auch in der evangelischen Kirche. Die Schulkämpfe, die seit der in gewundenen Kompromissen erfolgten Formulierung der Schulartikel in der Weimarer Reichsverfassung immer von neuem entflamten, haben vielfach Veranlassung gegeben, die Grundsätze hüben und drüben fast leitfadartig festzulegen. „Im Geiste des Bekenntnisses“, so sagt die Kirche, soll der gesamte Schulunterricht durchgeführt werden. Und auch in den anderen Fächern, im Deutsch-, Geschichts-, Erdkunde-, ja, auch im Rechen- und naturwissenschaftlichen Unterricht müsse das Bekenntnis leitend und Erzieher und Schüler erfassend walten. Die Auswahl der Lehrstoffe, der Lehrbücher, nicht zuletzt auch die Bestimmung der Zuverlässigkeit und Eignung der Lehrkräfte müßten von den Kirchen gemeinsam mit dem Staat, wenn möglich vorwiegend von den Kirchen, beeinflusst werden. Diesen Grundsätzen standen die anderen gegenüber, die die Volksschule ebenso wie die höhere Schule als staatliche Veranstaltung sahen, in der nicht der Geist des Bekenntnisses, sondern das Gemeinsame des deutschen Kulturgutes — das freilich von religiösen Werten und Einflüssen häufig nicht zu trennen ist und nicht getrennt werden soll, es verlöre sonst ja seine intimsten Eigenschaften — Aufgabe und Inhalt der Lehre sein müßte und in der die allgemein gültigen Prinzipien der guten Sitte und der Sittlichkeit Maßstäbe der Erziehung sein sollten, unbeschadet der Möglichkeit, in gesonderten, jedoch planmäßig zum Unterricht gehörenden Religionsstunden auch den besonderen bekenntnismäßigen Ansprüchen zu genügen.

Es ist hier nicht der Ort, noch ist die sachliche Notwendigkeit gegeben, die Verschiedenheit der Auffassungen näher zu erörtern. Die Entwicklung ist über diese Auseinandersetzungen hinweggegangen. Und das kann nicht einmal wundernehmen. Was sich in Baden, in Nassau, in Thüringen und hier und da in anderen Orten auch Preußens in Jahrzehnten bewährt hat, das sollte doch wohl auch im übrigen Reich seine Güte unter Beweis stellen können. Was den Höheren Schulen frommt, was an den Volksschulen Grundsatz ist, warum sollte es für die Volksschulen schädlich sein? Was ein ganzes Volk umzuformen vermochte, erwachsene, gereifte, mit Zweifeln und Kritik geladene Menschen, das sollte auch einer Jugend zum Nutzen gereichen — eben der Geist der Gemeinschaft, das Bewußtsein der Verbundenheit dem gemeinsamen Erbe der Dichter und Denker und der Geschichte des gemeinsamen Volkes.

*

Bedarf an Lehrern.

Obwohl nach der Vereinheitlichung der Ausbildung der Lehrer an Volksschulen für das ganze Reich die Bestimmung getroffen wurde, daß Eintragungen in die Register der Hochschulen für Lehrerbildung nur zum Beginn eines Wintersemesters erfolgen sollen, hat das Sächsische Volksbildungsministerium für das Sommersemester 1937 noch einmal eine Ausnahme zugelassen. Sie gilt für solche Abiturienten, die in diesem Jahre ihre Reifeprüfung ab-

legen und trotz ordnungsgemäßer Meldung noch nicht in den Arbeitsdienst aufgenommen werden. Bis zum 1. März können sie sich in den Hochschulen für Lehrerbildung in Dresden und Leipzig melden, ebenso auch Studierende, die sich bisher auf das Lehramt an Höheren Schulen vorbereiteten, jetzt aber in den Volksschuldienst überzutreten beabsichtigen. Der Erlaß des Volksbildungsministers weist darauf hin, daß die Aussichten für Beschäftigung und Anstellung im Volksschuldienst günstig sind und in naher Zukunft wegen des entstehenden Bedarfs an Lehrern sich noch verbessern werden. Es darf hinzugefügt werden, daß die Studienratlaufbahn immer noch sehr stark überfüllt ist.

Auch das Mecklenburgische Staatsministerium gibt bekannt, daß die Hochschule für Lehrerbildung in Rostock Ostern Einschreibungen von Studenten und Studentinnen vornehmen wird, zu denen sich auch Abiturienten früherer Jahrgänge melden können.

*

Erhöhte Mittel für Schulbauten in Thüringen.

Im Haushaltsplan des Landes Thüringen für das Rechnungsjahr 1937 wurden die Mittel für Schulbauten und Umbauten auf 450 000 RM. festgesetzt, was gegen das Vorjahr eine Erhöhung um mehr als 50 v. H. bedeutet.

*

Staatsfeindliche Einstellung der Ehefrau eines Beamten ist Scheidungsgrund.

Das Oberlandesgericht Königsberg hat kürzlich die kommunistische Betätigung der Ehefrau eines Beamten als Scheidungsgrund anerkannt. Die politische Anschauung als solche kann nach diesem Urteil zwar nicht als Eheverfehlung angesehen werden; wohl aber hätte die Ehefrau nach der Machtübernahme ihre politische Gesinnung in der Öffentlichkeit nicht in einer Weise zeigen dürfen, die dem Ehemann in seiner Dienststellung zum Schaden gereichen mußte.

Das Landgericht Rudolstadt ist in einer Ehescheidungsfrage über diesen Standpunkt hinausgegangen. Es hat in einer Urteilsbegründung festgestellt, daß es mit dem Wesen der Ehe unvereinbar sei, wenn eine Beamtin bewußt gegen die Überzeugung ihres Mannes eine im Gegensatz zur nationalsozialistischen Weltanschauung stehende politische Ansicht vertritt. Eine derartige Einstellung kann die Stellung des Mannes im öffentlichen Leben völlig untergraben, ganz abgesehen von den schweren inneren Konflikten, in die der Mann durch das Verhalten der Frau kommt. Weil das politische Denken nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch in der Familie eine Rolle spielt, kann ein derart ehelos handelnder Ehepartner die Ehe so zerrütten, daß dem anderen die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann.

Es handelte sich in diesem Falle darum, daß die Ehefrau des Beamten seit 1923 an den Versammlungen der Internationalen Bibelforscher-Vereinigung teilgenommen hatte. Trotz des Verbots des Mannes hat die Frau sich noch weiter an den illegalen Versammlungen beteiligt. Erst als sie aus dem Hause gewiesen worden war, hat sie durch ihren Rechtsanwalt mitteilen lassen, daß sie sich von den Lehren der Bibelforscher abgewandt habe. Diese nachträgliche Erklärung der Frau hielt das Landesgericht nicht für geeignet, den Mann an ihren ehelichen Willen glauben zu lassen.

*

Erzieher, nicht Kenntnisvermittler.

Der Reichshauptstellenleiter für Erziehungsfragen im Nationalsozialistischen Lehrerbund, S. Stricker, nimmt in der „Nationalsozialistischen Partei-Korrespondenz“ zu der in letzter Zeit oft aufgeworfenen Frage Stellung, ob es

möglich und zweckmäßig sei, die Aufgabe des Unterrichtens, der Belehrung und die des Erziehens zu trennen und etwa die eine der Schule, die andere der Hitler-Jugend zuzuweisen. „Die Antwort ist klar“, so sagt Stricker: „Unmöglich!“ Erziehung sei immer von der Übermittlung konkreter Inhalte getragen, es gebe keinen Unterricht, der nicht erzieht. „Wer trennen will zwischen Erziehung als Charakterformung und Unterricht als Bildung des Intellekts, wer heute unterscheiden will zwischen Erzieher und Lehrer, versündigt sich an der Ganzheit des Lebens.“ Der Verfasser zieht auch den Einwand heran, daß im italienischen Faschismus Erziehung und Unterricht getrennt seien, daß die Balilla die erste, die Schule die andere Aufgabe erfülle und entkräftet ihn zunächst mit der Feststellung, daß die Balilla von Offizieren und Lehrern geführt werde. Dann aber sei dieser Zustand aus der Geschichte des italienischen Schulwesens zu erklären. Die deutsche Schule sei weiter entwickelt und hätte bereits seit langem die Stufe erklommen, auf der Erziehung und Unterricht zu einer Aufgabe verschmolzen wären. Die deutschen Lehrer seien darum nicht Kenntnisvermittler, sondern Erzieher und in der Erfüllung dieser Pflicht „Mitgestalter der deutschen Zukunft“.

*

Stakenkreuzfahne und historische Schul-fahnen.

Bei geschlossenem Auftreten der Schulen ist nach einem früheren Erlaß des Reichserziehungsministers die Stakenkreuzfahne zu führen. Das Mitführen anderer Fahnen und Wimpel ist grundsätzlich verboten. In einem neuen Rundverlaß erklärt sich der Minister damit einverstanden, daß bei besonderen Gelegenheiten, insbesondere Jubiläumsfeierlichkeiten und dergleichen, neben der Stakenkreuzfahne auch solche Fahnen mitgeführt werden, die eine alte Überlieferung verkörpern.

*

Staatliche Kriminalpolizei

— Kriminalpolizeistelle — Karlsruhe, den 24. Febr. 1937.

— E. W. —

Den angebl. Gans Bauer betr.

An die Staatl. Kriminalpolizei — Kriminalpolizeistelle — Stuttgart.

Bauer, Gans, 29. 6. 20, Vaibingen/Enz, Stahl am 23. 9. 36 in Karlsruhe 3. V. Krepper 1 Herrenrad, wurde in der darauffolgenden Nacht in Schwellingen festgenommen und flüchtete am 24. 9. 36; Personalien sind falsch. Er gab u. a. an: Vater ehemals Schmuckwarenfabrikant in Enzweihingen, Lutterstr. 5, Mutter gestorben, erhielt von Gewerbelehrer Lehmann 5 Tage Urlaub und verließ am 23. 9. 36, früh 5 Uhr, die elterliche Wohnung. Ferner sei er Angehöriger der S.J.-Nachrichtenabteilung, Schar 3 (Führer Fabian), Gefolgschaft 5 (Führer Rieck), damals bei der Nachrichtenschule in Plauen. Im Bad. Fahndungsblatt habe ich unter der Überschrift „Nachfragen bei Gewerbeschulen!“ ein Ausschreiben erlassen, die Zugehörigkeit zur S.J. jedoch nicht erwähnt, weil das Bad. Fahndungsblatt auch an mehrere Auslandsstellen geliefert wird. Ich habe aber die Gebietsführungen der S.J. in Baden und Württemberg durch besondere Schreiben verständigt und sie um Mitfahndung gebeten. Ich ersuche, im dortigen Nachrichtenblatt ein Ausschreiben zu erlassen und bitte zu erwähnen, daß auf besondere Nachforschungen an Hand der Klassenlisten Wert gelegt wird.

Beschreibung des angeblichen Bauer: 160 cm, kräftig, volles (rundes) Gesicht, gesundes Aussehen, schwarze, linksgescheitelte Haare, trug braunes Hemd, darüber grauen, ärmellosen Pullover, alte graue Knickerbockerhosen, abgewaschene graue Baumwollstrümpfe und hohe schwarze Schnürschuhe (durchgelaufene Sohlen). Ich bitte die Lehrerschaft um Mitfahndung. Werner.